

# VERODAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 2.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 4. Januar 1893.

Vierteljährlich  
2 1/2 Mark = 1 1/2 fl. ö. W.

39. Jahrg.

## Die Tragödin.

Roman von U. von Perfall.

(1. Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

In derselben Nacht befand sich eine zahlreiche und sehr lebhaftere Herrngesellschaft in einem dem Theater gegenüberliegenden eleganten Restaurant. Die in der Residenz anwesenden Reserveoffiziere des dritten Reiterregimentes hatten bei Gelegenheit der Einberufung zu dem Herbstmanöver ein opulentes Souper bestellt.

Es waren Herren aus den besten Familien und allen Ständen vertreten. Adelige Gutsbesitzer, Beamte, reiche Kaufmannsöhne, sogar ein Privatdozent und ein Studienlehrer hatte sich auf irgendwelchen Irr- und Umwegen zu den flotten grünen Reitern verlaufen. Diese Buntheit der Verhältnisse und Berufe bewahrte die Gesellschaft von vornherein vor jeder militärischen Einseitigkeit, ja so sehr man sich auch Mühe gab, der Uniform, welche die meisten trugen, möglichst gerecht zu werden, sich ein möglichst schneidendes Air zu geben, als sei man im Stall und Sattel die ganzen Jahre über zu Hause gewesen, den „Civilisten“ zu verleugnen, es ging doch nicht recht; die Gewohnheiten des Lebens behaupteten ihr Recht. Der eine lachte viel zu behäbig und schlug sich dabei auf sein rundes Bäuchlein, das von angestrengten Mitten augenscheinlich nichts wußte, der andere machte oft unwillkürlich ein ernstes Amtsgesicht und fuhr womöglich nach der Feder hinter dem Ohre, der dritte verfiel unwillkürlich in einen salbungsvollen Kathederton, runzelte nachdenklich die Stirn und fuhr sich mit allen Fingern durch die unmilitärischen Haare, ein vierter konnte sich einem etwas auffallenden Spiele mit einem mächtigen Solitär an der zarten, gepflegten Hand nicht erwehren, alles Dinge, die bei einem echt gefärbten Reiteroffizier nicht vorzukommen pflegen.

Der Champagner, der Fesselsprenger und arge Maskenlüster, that noch sein Uebriges. Man fiel immer mehr aus der Rolle. Dazu kam noch, daß mehrere Berufsoffiziere desselben Regimentes zugegen waren, welche sich durch fast absichtlich peinliche Haltung vorteilhaft unterschieden. Es war drollig anzusehen, wie dann einer oder der andere, irgend ein behäbiger Herr,

bei diesem Anblick plötzlich mitten in der Unterhaltung sich aufrichtete, den wohligh geöffneten Kragen wieder zuknöpfte und sich in der Taille aufzurichten versuchte.

Den bedenklichsten Eindruck vom militärischen Standpunkte aus machte jedoch entschieden ein unterfester Herr mit nachlässiger Haltung, welcher sich durch schlecht geschnittene Civilkleidung von unmoderner Farbe besonders bemerklich machte. Das stark gebräunte Gesicht, in dem zwei klare, arglose Blauaugen blickten, war von einem semmelblonden, derben Vollbart umrahmt, dessen Façon ebenfalls nichts

weniger als chic war und ihm ein rustikales Aussehen verlieh. Die ganze Erscheinung atmete gesunde Männlichkeit, eine gewisse nüchterne Wiederkeit, dazu kam ein etwas unbeholfenes, verlegenes Wesen, welches in diesem Kreise von Lebemännern fast den Anschein mangelnder Bildung hatte.

Das Gespräch hatte den Umständen gemäß mit dem Sport begonnen, bis man durch Ideenassoziation und Champagner glücklich einmal wieder bei dem weiblichen Geschlechte angelangt war. Da blühte es in allen Augen wieder unternehmungslustig auf, jeder wußte aus „seiner Zeit“ etwas Pifantes zu erzählen, und selbstverständlich bildete das Theater mit seinem uner-schöpflichen Schatz holder Weiblichkeit das Centrum der Unterhaltung. Die Geschichte des dritten Regimentes war ja eng verwoben mit dem Theater, geradezu untrennbar. Man hatte weit zurückgegriffen in die glorreiche Vergangenheit der Bühne, enthusiastisches Lob vielgefeierter Künstler wechselte ab mit drolligen Liebesgeschichten, welche mehr in das Gebiet des Chores und des Balletts hineinspielten, mit stark gepfeffelter chronique scandaleuse. Man war jetzt glücklich bei der Gegenwart angelangt, und wie ein Schlagwort fiel der Name Elsa Potoky. Die Anerkennung war allgemein. „Großartig!“ „Phänomenal!“ Die ästhetische Schleiße war geöffnet, der Philologe geriet über ihre „Iphigenie“ in Ekstase, jodaß sein heißer, roter Kopf sich über dem engen, roten Kragen drollig ausnahm. Man bedauerte allgemein, durch das Souper abgehalten zu sein, sie zu bewillkommen.

„Na, der Leidesdorf wird uns alle vertreten, das ist so was für ihn,“ bemerkte der joviale Herr mit dem civilen Fettanjaß.

„Die schöne Elsa ist ja seine Favoritin,“ setzte ein scheinbar der jeunesse dorée der Hauptstadt angehöriger Herr mit einem hinterlistigen Lächeln hinzu.

„Fräulein Potoky ist niemandes Favoritin!“ lief sich jetzt plötzlich der Herr mit dem blonden Vollbart hören. Der abweisende Ton der Worte fiel unsummehr auf, als der Sprecher, seit das Thema „Theater“ angeschlagen worden, beharrlich geschwiegen hatte.

„Favoritin! Was heißt Favoritin? Favoritin ist etwas sehr Ehrenvolles, Ausgezeichnetes!“ entgegnete der Angegriffene.

„In einem Rennstalle, mag fein; als Beiwort für eine Dame das Gegenteil!“ lautete die noch markiertere Entgegnung.



Theater- und Konzerttoiletten.

(Beschreibung S. 19.)

„Aber Herr von der Heyden, was sieht Sie denn auf einmal an? Bei uns Sportsleuten ist ja der Ausdruck gang und gäbe. Favoritin ist die vor anderen Ausgezeichnete, in jeder Weise Bevorzugte.“

„Favor — Günstig“ erläuterte der Philologe, „also eigentlich ‚Günstlingin‘, in diesem Falle allerdings nicht gut anzuwenden, Herr Kamerad.“

„Und wenn Fräulein Potoky Sie heute wegen dieser Benennung vor Gericht fordert, fallen Sie eilig ‚rein,‘ ließ sich der Assessor vernehmen.“

„Aber mein Herr, ich revoziere ja alles und erkläre Fräulein Elsa Potoky als einen wahren Ausbund von Tugend,“ erklärte in blasiertem, etwas gereiztem Tone der Angegriffene. „Obwohl ich diese Eigenschaft durchaus nicht zu ihren Vorzügen rechne, im Gegenteil! Eine Schauspielerin muß das Leben kennen, die Höhe und Tiefe der Leidenschaft, eine gewisse Emanzipation ist zu ihrer Entwicklung absolut notwendig, sie darf nicht die Existenz einer von der Mutter sorgfältig bewachten höheren Tochter führen.“

„Und haben die Herren schon zu bemerken Gelegenheit gehabt,“ fragte Herr von der Heyden, „daß dieser Mangel an Emanzipation die Leistungen Fräulein Potokys beeinträchtigt?“

Die allgemeine Verneinung dieser Frage schnitt der junge Mann mit einem süßigantem „doch — doch!“ ab. „Es fehlt ihr,“ dabei zog er sein geistreiches, verlebtes Gesicht in unzählige Falten, „es fehlt ihr, was man so sagt, die Berbe, das Dämonisch-Sinnliche.“

„Das Frivole — sagen Sie es doch unumwunden! Daß ihr das fehlt, bin ich allerdings fest überzeugt, obwohl ich sie noch nie gesehen habe.“ Von der Heyden erhitzte sich bei dem Gespräche.

„Noch nie gesehen, die Potoky? Hörst du, von der Heyden, das ist stark!“ rief der Behäbige.

„Auf der Bühne nie.“

„Wie können Sie denn dann überzeugt sein, daß —“

Dem Gegner Heydens schnitt ein allgemeiner freudiger Tumult die Rede ab.

„Da ist er ja, Maxime, profit! Profit, Maxime, alter Junge!“ rief alles durcheinander. Ein Duzend Gläser hob sich dem Eintretenden entgegen, einem schlanken, in tadelloser Salontouille gekleideten Mann, dessen fein geschnittenes Antlitz die heitere Liebenswürdigkeit des vollendeten Kavaliärs ausdrückte, während der große und tiefe Blick einen ungewöhnlichen, nur etwas schwermütigen Geist verriet.

Der dicke Gutsbesitzer kam ihm, die Serviette noch um den Hals, das Champagnerglas in der Hand, bereits etwas schwankenden Schrittes entgegen und umarmte ihn. „Der Traum ist aus, doch die Nacht noch nicht,“ deklamierte er in breitem Tone die Schlußworte der Medea. „Darum Alter, setz dich. Eine frische Pulle, Kellnerin!“ schrie er dann mit Stentorstimme. „Nun erzähle, hat's geklappt? Donnerwetter, deine Hände sind ja ganz geschwollen! Hat sie den Saum ihres Künstlergewandes rein zurückgebracht aus Amerika?“

Graf Maxime schüttelte allerseits die dargereichten Hände, nicht ohne einen Blick in den Wandspiegel zu werfen, um sich von der Tadellosigkeit seiner Erscheinung zu überzeugen. „Pompös, Dithoff! Großartiger als je! Ich sage Ihnen, meine Herren, Sie haben viel versäumt! Es war ein Sturm von Begeisterung, wie ich ihn dem kalten Volke gar nicht zugetraut. Graf Leidesdorf,“ stellte er sich von der Heyden vor, welcher bei seiner ungeschickten Verbeugung ein Champagnerglas umwarf.

„Keine Vorwürfe, Maxime,“ sagte jetzt Herr von Dithoff, „wir haben uns eben nicht minder angelegentlich mit Fräulein Potoky beschäftigt, und du bist bereits in den Schatten gestellt betreffs deiner Verehrung unserer Tragödin. Herr von der Heyden verehrt sie, ohne sie nur ein einziges Mal auf der Bühne gesehen zu haben.“

„Par renommée also! — wirklich noch nicht gesehen?“ fragte Graf Maxime, mit einem eigentümlichen Blick die unvorteilhafte Erscheinung von der Heydens musternd.

„Doch, Herr Graf, ich hatte das Vergnügen, die Dame voriges Jahr in Meran kennen zu lernen.“

„Und fühlten dann nicht einen heißen Drang, sie auf der Bühne zu sehen? Das ist mir unbegreiflich!“ erwiderte mit der leidenschaftlichen Empfindung, die ihm angeboren schien, der Graf.

„Vielleicht eben deshalb, weil ich sie zuerst privatim kennen lernte.“

„Aber, lieber Herr, das ist ja die Potoky gar nicht, die Sie in Meran kennen lernten. Eine schöne, geistreiche Frau, das gebe ich zu; aber die Potoky, die lernt man nur auf der Bühne kennen. Medea, Iphigenia, Judith, das ist die Potoky — das andere —“ Er zuckte leicht hin mit der Achsel und nippte von dem Champagner.

„Eben dieses ‚das andere‘ interessiert mich. Diese Natürlichkeit, dieses Kindliche, Ursprüngliche an ihr, so gar nichts Komödiantenhaftes — dann ihr Verhältnis zu der alten Mutter —“

„Sehen Sie, das ist gerade ihr Fehler, dieses Verhältnis zur Mutter. Die alte Frau kompromittiert sie bei jeder Gelegenheit, ist ihr überall hinderlich, der reinste Cerberus, der jeden anbellt, der sich an den Schatz wagt.“

„Und du fördest ihn mit Lorbeeren, seiner Lieblingsnahrung!“ bemerkte Dithoff unter allgemeinem Gelächter.

Graf Maxime lächelte selbstbewußt und hatte keine Widerrede. Es entging ihm nicht, daß von der Heyden ihn scharf beobachtete, in dem nüchternen Gesicht spiegelte sich eine lebhaftere Erregung. Er fuhr scheinbar gleichgültig, ohne Zusammenhang fort. „Es ist eine eigene Sache mit Künstlerinnen! Lassen Sie z. B. diese Potoky die Dummheit be-

gehen und heiraten, einen Mann, der die zweite Dummheit begeht und sie auf ihre künstlerische Laufbahn zu verzichten zwingt, dann erlischt sie wie eine Sternschnuppe. Man hat es meist erlebt.“

„Eine Dummheit nennen Sie das?“ fuhr von der Heyden auf. „Sie würden also, im Falle Sie eine Künstlerin heirateten, sie als Ihre Frau bei der Bühne dulden?“

„Gewiß würde ich das, weil ich nicht der Narr wäre, den Reiz, der mich veranlaßt, mich über alle Vorurteile und Standesrücksichten hinwegzusetzen, eben diesen Verrücktheiten wieder zu opfern.“

„Allerdings, wenn nur dieser Reiz Sie zur Heirat bestimmt; aber gesetzt den Fall, etwas anderes bestimmte Sie dazu, die Liebe zu dem Weibe, nicht zu der Künstlerin?“ fragte von der Heyden, welcher sein gedrücktes, scheues Wesen ganz verloren hatte.

Graf Maxime warf ihm einen mitleidigen Blick zu und lächelte skeptisch. „Die Liebe! Aber die Möglichkeit zugegeben, Sie liebten wirklich nur das Weib, ohne Künstlerin, nehmen wir die Potoky an, die Sie noch nie spielen sahen, wie Sie eben sagten, und Sie heirateten sie.“ Herr von Dithoff lachte lärmend, auch auf den meisten anderen Gesichtern zeigte sich ein Lächeln, und von der Heyden war wie mit Blut überglüht. Er fühlte, daß Graf Maxime ein frivoles Spiel mit ihm trieb, und fürchtete andererseits durch plötzlichen Abbruch des Gespräches, die Aufmerksamkeit noch mehr auf sich zu lenken. „So würde ich es trotzdem von Ihrer Seite für sehr unklug halten, den Rückzug dieser Dame von der Bühne in das Privatleben zu verlangen; aus dem einfachen Grunde, weil es sich bitter rächen würde, dieses Verlangen, weil man eine glühende Kohle mit Asche wohl verdecken, aber nicht löschen kann, ein leiser Luftzug und die Asche fliegt fort, und die Kohlenglut wird zur lodernen Flamme!“

„Wenn Liebe Asche ist, dann allerdings,“ bemerkte von der Heyden.

„Sie wird es rasch, rascher jedenfalls, als die glühende Kohle verloscht.“

„Na, wenn ich das deiner Mama erzähle, von der Heyden,“ damit trat jetzt Dithoff auf den jungen Gutsbesitzer zu, „daß wir dich heute mit der Potoky verheiratet! Da fannst du dich freuen, mein Junge! Eine Schauspielerin auf Schloß Grünau! Uebrigens, mit dem Luftzug wäre es nicht gefährlich dort, die Asche bliebe liegen.“

„Ich ersuche die Herren entschieden, mich völlig außer Diskussion zu lassen, der Scherz geht etwas zu weit!“ bemerkte Heyden in einem Tone, der ziemlich scharf einschneidet in die heitere Ungezwungenheit der Stunde. Man war sich wohl allgemein einer Schuld bewußt und weit entfernt, am heutigen Abend unangenehme Ausstritte heraufzubeschwören, so gab man sich denn alle Mühe, Herrn von der Heyden zu beruhigen, beiden Herren sei es gewiß fern gelegen, ihn zu verletzen, was Dithoff in seiner gewohnten, lärmenden Weise mit einer etwas raschen Umarmung, Graf Maxime mit kühler Höflichkeit bestätigte; es fehlte nicht an Gewandtheit, dem Gespräche rasch eine andere Wendung zu geben.

Graf Maxime war überall zu Hause, immer anregend, ein unerschöpflicher Causeur, selbst von der Heyden konnte ihm nicht widerstehen. Auf einmal sah er sich mit ihm in ein Gespräch über Landwirtschaft verwickelt, ein Gebiet, wo er sich sichtlich mit Behagen und Verständnis bewegte, von da sprang er auf die Jagd über. Die Büchse knallte mit dem Champagnerpfropfen um die Wette, und von der Heyden war plötzlich wie umgewandelt, der hitzigste Erzähler. „Ein echter Landjunker!“ Jetzt war das Rätsel gelöst, daß er die Potoky noch nie gesehen, und in dem sah er einen Augenblick einen Nebenbuhler! Graf Maxime mußte innerlich lachen. Der Schluß war, daß beide Arm in Arm als die letzten aufbrachen. Sie hatten einen Weg. Von der Heyden hatte in seiner Erregung dem Champagner stark zugesprochen und kam über einen Zehnerhirsch, den er im Herbst erlegt, nicht heraus, Graf Maxime hörte ihm geduldig zu.

Plötzlich blieb er stehen und wies auf eines der großen Miethäuser auf der gegenüberliegenden Seite. „Sehen Sie, hier hinter dem matt erleuchteten Fenster, im ersten Stock über dem Eingange, hier träumt Fräulein Potoky von ihrem heutigen Erfolge.“

Heyden sah etwas lange hinauf. „Ich weiß es, ich war ja heute abend dort, traf aber nur die Mutter,“ sagte er dann wie geistesabwesend.

„Ei, Sie waren dort? Wollen also die alte Bekanntschaft erneuern? Das ist hübsch. Man muß in Ihren Jahren noch nicht den Philister spielen.“

Sie setzten ihren Heimweg fort. Eine lange Pause trat ein im Gespräche.

„Wird sehr bedauern, die Potoky liebt solche Aufmerksamkeiten — eine sehr originelle Person,“ sagte nach einer Weile Graf Maxime. „Sehr originell! Wenn ich noch zur Liebe fähig wäre, ich versichere Sie, die wäre mir gefährlich.“

Von der Heyden suchte vergeblich seine Ueberraschung zu verbergen. „Liebe ist ja nicht nötig, nur Reiz, prickelnder Reiz, sagten Sie nicht so?“

„Für mich nicht, das behaupte ich noch, aber für die Potoky —“

„Wäre Liebe notwendig?“

„Das ist ja das Originelle und auch wieder Pikante, dieses Backfischartige in diesem Vollblutweib!“

„Das bliebe auch ohne Bühne, denke ich.“

„Fraglich! Jetzt sehnt sie sich, umgeben von falschen Gefühlen, nach einem echten — dann könnte es umgekehrt gehen. Eine Schauspielerin ist unberechenbar, wie am Abend so im Beisei — etwas Komödie ist immer dabei.“

An der Ecke trennten sich ihre Wege.

„Auf Wiedersehen, Herr Graf, wird mich sehr freuen, Sie in Grünau zu sehen — auf Hühner vielleicht?“

„Sehr liebenswürdig! Bin aber ein schlechter Jäger; vielleicht bei Potokys — es wird Sie nicht reuen! Servus, Herr Kamerad!“

Heyden wartete nur ab, bis Graf Maxime um die Ecke war, dann wandte er sich rasch um und ging denselben Weg, den die beiden hergekommen, an Elsas Wohnung vorbei. Ein Schatten bewegte sich auf den vom rötlichen matten Licht beleuchteten Vorhängen — die Mutter erhob sich eben von dem Gebet für ihr Kind.

Lange blickte er hinauf. Der Champagner war ihm in den Kopf gestiegen, ein längst ihm fremdes Gefühl erfaßte ihn, etwas wie jugendliche Begeisterung, ein mächtiger Aufschwung — Kampfesmut, es mit diesem Manne aufzunehmen, der ihn eben verlassen. Plötzlich erhaschte er wieder sich selbst, den alten von der Heyden. Dann eilte er rasch die Straße hinunter, ohne sich umzusehen.

Narr! Nach Grünau auf das Feld, in den Wald! Eine Schauspielerin als Herrin von Grünau! Dithoff hatte ganz recht, daß er lachte — und die Mutter!

## 2. Kapitel.

Die Probe von Don Carlos war um zehn Uhr angelegt, jetzt war es elf Uhr, und die Potoky war noch nicht da. Man mußte eine Pause machen, da man bei dem Austritt der „Eboli“ angelangt war.

Herr Huberti, Don Carlos, der gefeierte Liebling der Damenwelt, ging mit eingedrückten Knien und zusammengekniffenen Lippen auf der Bühne umher, während die übrigen Herren und Damen die Verzögerung etwas leichteren Herzens auffaßten und sich vorzüglich zu amüsieren schienen. Ein alter, kleiner Herr, mit einem schwarzen Sammetkappchen auf dem fahlen Scheitel, trippelte in sichtlich Unruhe, unzähligmale nach der Uhr sehend, mit kurzen Schritten an der Rampe umher — der Regisseur Winkelmann.

„Da sind nur Sie daran schuld. Natürlich, die große Tragödin darf sich das erlauben! Wir sind aber nicht in Amerika, im wilden Westen, sondern auf einer Hofbühne,“ begann plötzlich der junge Schauspieler. Herr Winkelmann seufzte schwer auf, und seine Schritte wurden noch kleiner, noch eiliger. „Wenn sich die Herrschaften das gefallen lassen — ich nicht.“ Herr Huberti warf einen wütenden Blick auf den Regisseur und setzte seinen stürmischen Gang fort; das Schweigen des letzteren erregte ihn immer mehr. Plötzlich blieb er in einer schönen Pose stehen und zog die Uhr. „Wenn sie innerhalb fünf Minuten nicht kommt, gehe ich, oder ich kann heute abend nicht spielen — heiser — was Ihnen lieber ist!“

„Aber, verehrter Herr Huberti, der erste Akt ging eben etwas schneller als sonst. Bei Ihrem Vorgänger war man gewohnt, alles zwei, dreimal probieren zu müssen. Eine kleine Verspätung — sie ist ja sonst die Gewissenhaftigkeit selbst —“

„Die Gewissenhaftigkeit selbst, die Unschuld selbst, die Größe selbst, die Arroganz selbst,“ entgegnete Huberti mit erregten Armbewegungen.

Winkelmann hielt in seinem Getrippel an und blieb vor ihm stehen. „Na, hören Sie!“

„Meinen Sie vielleicht mich? Ich arrogant! Wenn ich arrogant sein wollte.“

„Huberti!“ rief man aus der lebhaften Gruppe im Hintergrunde. „Das Neueste!“

Der Schauspieler vergaß seinen Groll und eilte hin.

„Gott sei Dank!“ murmelte der Regisseur.

„Graf Leidesdorf duelliert sich wegen der Potoky,“ rief dem Liebhaber ein Kollege zu, um ja kein Wort von der interessanten Nachricht zu versäumen, welche eben ein junges Mädchen, der einfachen Kleidung nach eine Choristin, gebracht; sie war bereits von allen Seiten umringt.

„Das sieht dem Narren gleich! Und der andere Narr?“ fragte Huberti.

„Heyden! Heyden! So etwas!“ erwiderte die Kleine. „Heute nacht bei dem Souper, das die dritten Reiter veranstaltet hatten, sind sie aneinander gekommen.“

„Bei der dritten Reiterei? So! So! Ja, das müssen Sie natürlich wissen,“ sagte lachend Huberti. „Duell ist eine gute Reklame! Das fehlte ihr gerade noch! Amerika, Duell, jetzt noch ein kleiner Selbstmord, und sie ist unerreichbar.“

„Wenn es ihr nicht schadet, der keuschen Diana,“ bemerkte eine ältliche Dame, die Marquise von Mondecar. „Da Sie über die dritten Reiter so gut unterrichtet sind, meine Kleine, werden Sie wohl auch von der Veranlassung etwas wissen. Dieser Heyden, oder wie er heißt, muß doch etwas Ehrenrühriges über die Potoky gesagt haben?“

„Das ist gerade nicht nötig, meine Gnädige,“ bemerkte Huberti, „er kann sogar etwas sehr Schönes gesagt haben, zu Schönes für den Grafen.“

„Zum Beispiel?“

„Zum Beispiel, daß auch er sie verehrt, daß er sie liebt, geliebt hat.“

Um den feinen Mund der Mondecar legten sich böse Falten. „Ja, was haben sie denn eigentlich an diesem Wesen, die eine ordentliche Gefahr für alle jungen Leute ist! Und dabei thut sie, als ob sie nicht bis fünf zählen könnte, und versteckt sich hinter dem Rock der Mutter. Ja, wann soll denn dieses Duell stattfinden?“

„Es hat jedenfalls schon stattgefunden, solche Sachen pflegen rasch abgewickelt zu werden, ich kenne das aus eigener

Erfahrung," bemerkte Huberti mit finsterner Miene, als sähe er alle seine Opfer vor sich liegen.

Die Mondecar schrie nervös auf. „Ich könnte sie nicht mehr ansehen — entsetzlich! Sie hat wohl schon die Nachricht von der Blutschuld, die auf ihr ruht, und kommt deshalb nicht.“

„Sehr wohl möglich," erklärte Huberti, dann wandte er sich an den Regisseur, welcher in seiner Aufregung über den Verbleib Elsas nichts von all dem Gerede gehört hatte. „Herr Winkelmann, wir werden die Probe ohne die Potoky abhalten müssen.“

„Krank? Hat sie geschickt?" Herzliche Besorgnis lag in dem Tone.

„Das nicht, aber man hat sich heute beim Morgengrauen geschossen, Graf Leidesdorf und ein gewisser Herr von der Heyden, sie wird wohl die Nachricht über den Ausgang erhalten haben, und unfähig sein, zu erscheinen," erklärte mit der stolzen Kälte eines erfahrenen Praktikus in solchem Ehrenhandel Huberti.

Herrn Winkelmann glitt das Regiebuch aus den Händen — in diesem Augenblick kam Elsa Potoky atemlos hinter der Kulissee hervor. „Berzeih, Papa Winkelmann, aber ich kann nichts dafür." Sie reichte dem Alten beide Hände, welche dieser lebhaft ergriff mit zufriedenerm Schnunzeln, das taufrische, keine Spur von Sorge oder einer seelischen Erregung verratende Antlitz der Tragödin betrachtend.

„Na, Herr Huberti, da haben Sie sich wieder einen richtigen aufbinden lassen," sagte er höhnisch.

„Wie meinen Sie das?" fragte Elsa.

„Nichts, mein Kind, nichts! Ein bißchen Kulissenklatsch, von dem du ja nichts wissen willst.“

„Nein, nein, ich danke!" Elsa hielt sich beide Ohren zu. „Nicht wahr, Sie sind mir auch nicht böse? Ich bin wirklich unschuldig," wandte sie sich rasch an den jungen Schauspieler.

„Aber mein Fräulein, da bedarf es doch weiter keiner Entschuldigung," entgegnete dieser, die Hand auf das Herz drückend, mit einem seiner verführerischen Blicke. „Sie kommen nie zu spät.“

Elsa wendete sich, ohne diese Schmeichelei zu beachten, in so liebenswürdiger Weise an die übrigen Kollegen, daß jeder Groll über ihr langes Ausbleiben schwinden mußte, nur Marquise Mondecar konnte sich von ihrem Entsetzen noch immer nicht erholen. „Diese Kaltblütigkeit von dem Geschöpf!" flüsterte sie der spanischen Hofdame zu. „Brrrr!" dabei schüttelte sie sich.

„Ja, warum fangen's denn noch nicht an, Herr Winkelmann," wurde plötzlich die Stimme der Frau Potoky laut, welche nach ihrem unveräußerlichen, in dem Kontrakte Elsas eigens erwähnten Rechte mit Strickzeug und einem mächtigen Wollknäuel in der ersten Kulissee ihren gewohnten Platz eingenommen.

In demselben Augenblicke klatschte Winkelmann in die Hände, die Bühne wurde frei gemacht, die Probe begann. Frau Potoky nickte zufrieden mit dem Kopfe und begann eifrig an dem Strickstrumpf ihrer Tochter zu stricken, der Prinzessin Eboli, die eben die Laute ergriffen hatte und ein Lied vor sich hinstimmte.

Regisseur Winkelmann ging auf den Fußspitzen zu Frau Potoky hinüber. Die beiden Alten verstanden sich vortrefflich. „Gratuliere zum gestrigen Erfolge!" flüsterte er.

Die Mutter drückte ihm herzlich die Hand. „Ja, die Elsa! Das ist a Madl!" Dabei sah sie mit ihren schimmernden, schwarzen Augen zu der Tochter hinüber. „Da werden's was erleben mit der Eboli — na, i dank!"

„Davon bin ich überzeugt," sagte Winkelmann, „Feuer, Leidenschaft! Das hat sie wie keine zweite.“

„Ja, das hat sie." Frau Potoky seufzte schwer auf. „Aber schauen's, Herr Winkelmann, das ewige Schüren unter einem Feuer kann halt auch keiner gut thun, auf einmal zerreißt der Herd, und der Brand ist fertig.“

„Keine Angst, Frau Potoky, Strohfeder, nichts als Strohfeder.“

„Nix, nix, bei der giebt's kein Strohfeder, das is ja das Unglück! Bei ihr kommt alles aus dem Herzen, und nachher hat's schon lauter so Rollen von so verdächtigen Frauenzimmern, wie die Eboli da! Da wär a Wunder, wenn net was z'ruck blieb!"

„Mein Gott, was soll denn da zurückbleiben? Da kenne ich Elsa besser als Sie selbst. Wer es mit der Kunst so ernst meint wie sie, der ist gefeit gegen alle Anfechtungen der Welt, das sage ich Ihnen, der alte Winkelmann!"

„So, das sagen Sie mir — und ich, die alte Potoky, sage Ihnen —“

In diesem Augenblick traten zwei Herren in die Kulissee, Graf Maxime Leidesdorf und Herr von der Heyden.

„Ich möchte nur Fräulein Potoky meinen persönlichen Glückwunsch zu dem gestrigen Abende darbringen, wenn Sie gestatten, Herr Regisseur. Herr von der Heyden, ein Neuling auf der Bühne, welcher sich einmal diese geheiligten Räume in der Nähe ansehen möchte," stellte der Graf seinen Begleiter vor.

Herr Winkelmann rückte das Käppchen und betrachtete sprachlos mit komischem Erstaunen die beiden Herren.

„Eigentlich nach den Vorschriften, Herr Graf — aber ausnahmsweise —“

„Wollen Sie die Güte haben, anstatt dieser Stühle die Ottomane bringen zu lassen, auf welcher die Prinzessin sitzen soll, es ist mir ganz unmöglich, so zu probieren, und dann bin ich gewohnt, in der Mitte aufzutreten, es macht sich das viel besser," sagte Huberti.

„Bringen Sie die Ottomane, Schilling!" rief der Regisseur dem Theatermeister zu, „aber Ihr Auftritt kann nicht geändert werden.“

„Natürlich eine ehrwürdige Tradition wohl, an der ich zu rütteln wage," sagte der Schauspieler spöttisch.

„Nicht ganz so ehrwürdig wie die Zhrige, was das Alter betrifft," erwiderte Sarkastisch der Regisseur.

„Uebrigens habe ich darüber zu bestimmen.“

„Na in Gottes Namen, dann treten wir eben rechts auf." Huberti fuhr sich ärgerlich durch die Haare und trat in die erste Kulissee.

„Die beiden Duellanten" flüsterte ihm Winkelmann sichernd zu, auf die Herren deutend.

„Wohl auch Tradition, dieser Kulisseebesuch?" revanchierte sich der Schauspieler. Dann begann er, auf die Bühne stürzend: „Gott, wo bin ich?"

Maxime war von der Heyden eben begegnet, als er das Theatergebäude betrat, und hatte ihn aufgefordert, mitzukommen. Das sei ja eine vortreffliche Gelegenheit, den mißglückten Besuch bei der Potoky wieder gut zu machen. Der Gutsbesitzer schämte sich, nein zu sagen, das gewandte, gefällige Wesen Maximes rüttelte ihn unwillkürlich auf; er fühlte sich so unbedeutend, mißgestaltet daneben — das macht das Landleben, man muß sich mit Gewalt herausreißen.

Frau Potoky erschraf heftig, als sie ihn erblickte, was hatte sie heute nacht gelitten wegen dieses Menschen?

„Ich habe gedacht, Sie interessieren sich für das Theater nicht, Herr von der Heyden? So hat der Herr mir nämlich gestern erklärt," wandte sie sich zum Grafen Maxime, ihrem Liebling.

„Wie Sie sehen, hat er es nicht so ernst gemeint.“

„Ich wollte nur Ihr Fräulein Tochter, da ich gestern nicht das Vergnügen hatte und heute wieder die Stadt verlasse —“

„Ja, da müssen's schon warten, bis der Akt aus is," flüsterte die Mutter, „jede Störung ist strengstens verboten.“

Graf Maxime erklärte seinem Begleiter sämtliche mechanische und scenische Vorrichtungen, den Gang der Probe, von einem oftmaligen warnenden „Pst!" der Mutter unterbrochen, welche sich in ihrem Wächteramt fühlte. Doch Heyden hatte nur Auge und Ohr für die Dame auf der Ottomane — für die Eboli-Potoky. Er erkannte sie sofort; inmitten dieses fadenförmigen Gerümpels, dieser gagebedeckten Welt, dieses gebrochenen, faden Lichtes erschien sie ihm so frisch, so duftig wie unter dem sonnigen Himmel, in der herrlichen Natur, in deren Mitte er sie zuerst erblickt. Sie lächelte herüber zu Graf Maxime, ihn erkannte sie gewiß nicht.

„Sie brauchen Ruhe, lieber Karl, Ihr Blut ist jetzt in Aufruhr, setzen Sie sich zu mir!" Eboli zog Karlos sanft zu sich auf die Ottomane. Dieselbe volle melodische Stimme, die ihn seit einem Jahre im Ohre klang, das Blut stieg ihm ins Gesicht, wie sie die Hand Karlos erfaßte, ihm Liebestrunken in das Auge sah. Elsa probierte mit ganzer Stimme im vollsten Affekt.

„Jetzt können Sie sich einen leisen Begriff machen, was sie abends leistet," flüsterte Maxime ihm zu.

Wider seinen Willen fühlte er sich hingerrissen, lauschte er ihren Worten, seine Nativität erhöhte noch die Wirkung.

„Endlich fielen Sie? Sie fielen? Nein! Um Gotteswillen nein!" deklamierte Huberti.

Da erhob sie sich voll königlichen Stolzes. „Durch wen? Armselige Vernünftel!" Und dann, als sie zu der Stelle kam: „Die Liebe ist der Liebe Preis!" — in dem Gleichnis mit dem großen Kaufmann, da war sie von hinreißender Blut.

Heyden zitterte vor Erregung, Thränen traten ihm in die Augen, er war nicht imstande, die Rolle von der Person zu trennen, für ihn sprach nur Elsa Potoky, nicht die Prinzessin.

Er klatschte mit Maxime, Huberti stieß ein zorniges „Pst!" aus. Und dann — o hätte er nie diesen Raum betreten! „Ich schenke nur einmal — aber ewig! Einen nur wird meine Liebe glücklich machen — einen — doch diesen Einzigen zum Gott!"

Da stimmerte es vor seinen Augen, er vergaß alle seine Grundsätze, seine Vorurteile; Grünau, Mutter, er liebte dieses Weib und empfand zugleich die Qual der Einsicht seiner Unbedeutendheit, ja er kam sich unendlich lächerlich vor. Der Zauber der Kunst, den er gestern noch verachtete, den er geradezu verneinte, wirkte auf ihn inmitten dieses Gerümpels, dieser stimmunglosen Umgebung, inmitten des nüchternen Tageslichtes, ohne den ganzen Täuschungsapparat der Bühne — was war seine Empfindung damals in Meran bei der ersten Begegnung gegen seine jegige?

Verschiedene Aeußerungen, welche der Graf am gestrigen Abend machte, klangen in seinem Ohre. Er hatte recht, das Weib war von der Künstlerin nicht zu trennen, und mit dieser Einsicht der Kampf, der sich in seinem Innern jetzt erhob, eigentlich schon zu Ende.

Warum war er hierher gefolgt, seinem Vorsatz nicht treu geblieben? Jetzt war das liebliche, treu gehütete Bild in seinem Innern verwischt und ein anderes an seiner Stelle, das ihm die Ruhe raubte, einen anderen Menschen aus ihm machte.

Er hörte nicht mehr die flüsternden Worte des Grafen, der die Leistung der Künstlerin kritisch beleuchtete, er vergaß die Dichtung, den Raum, in dem er sich befand, er hörte nur die glühenden Worte, er sah nur die ihn verführenden, sinnlich weichen Bewegungen.

Da war der Auftritt zu Ende.

(Fortsetzung folgt.)

## Internationale Frauenbilder.

Von Antonie Andrea.

Nachdruck verboten.

### 4. Mathilde.

Diese kleine, feueräugige Neapolitanerin mit der kühn geschnittenen Stirn und dem dicken krausen Schwarzhaar darüber sollten Sie mal sehen, wenn sie spricht in dem lebhaftesten neapolitanischen Jargon voll Humor und Geist; wenn sie lacht und ihre schönen weißen Zähne zeigt! Man hat sich viel in sie verliebt. Jetzt ist das aber vorbei, denn sie ist verheiratet und jüngst Mutter geworden von einem Zwillingenpaar mit ausgezeichneten Lungen. Bewundert wird sie indes noch immer, und ihre Kinder auch — besonders die ihrer Feder.

Als ich sie kennen lernte, war sie gerade als Lehrerin angestellt an der Gemeindefschule eines altmodischen kleinen Ortes in der Campagna felice. Dort lebte sie mit ihrer Mutter und einer kleinen Schwester in den allerbeschränktesten Verhältnissen, eben so lustig und rührig wie heute, da sie eine berühmte Frau ist. Die gute alte Mutter hatte es sich am Munde abgedarbt, daß ihre Tochter das Lehrereingame machen konnte: sie soll ganz im geheimen die Wäsche anderer Leute gewaschen haben! Um so größer war ihre Freude, als Mathilde ihre Anstellung bekam mit 400 Franken — in dem kleinen Nest, wo die Leute sich nur des Sonntags wuschen und die Kinder mit Gewalt in die Schule gezerrt wurden, weil es keinem einfiel, freiwillig zu kommen. Später freilich, als Mathilde ihnen ein paar Geschichten improvisiert hatte, stellten sich wenigstens die geachtetsten aus eigenem Antrieb ein, ließen sich von der „Maestra" waschen und kämmen und lernten einen hübschen Gesangbuchvers in gemischten Tonarten singen. Doch auch biblische Geschichten und die Helben der alten Roma verstand Mathilde ihnen bald so begreiflich zu machen, daß die kleinen Mägen sich ordentlich begeisterten für Adam und Eva und die Madonna und ihren fleißigen, lernbegierigen Sohn Jesus; Romulus und Remus spielten sie auf der Piazza — mit dem mythischen Wolf, der grenlich heulte, als dem Haupthelden.

Im Verlauf von zwei Monaten hatte Mathilde die schulpflichtige Jugend schon ganz nett civilisiert: diese wäre durchgängig für sie ins Wasser gesprungen, ohne erst zu Hause um Erlaubnis zu fragen. Dafür gab es zu Weihnachten einen Baum nach deutscher Sitte, auf dessen höchster Spitze „Gesù Bambino" schaukelte; jedes Kind bekam zwei Äpfel, sechs Nüsse und ein Schreibheft mit bunten Deckeln, hübsch gemalt von der kunstreichen Hand der Maestra, die noch außerdem eine reizende Weihnachtsgeschichte, eigens von ihr erfunden, unter dem Baum erzählte.

Das wäre nun alles ganz gut gewesen, wenn es bei der Liebe der Kleinen für die Lehrerin geblieben! Aber die Großen — leider nur männlichen Geschlechts — fingen auch damit an; bald gehörte es bei der „Jeunesse dorée" sogar zum guten Ton, in die muntere, schwarzäugige Neapolitanerin verliebt zu sein — mit oder ohne solide Absichten. Es machte der Schlagfertigkeit Mathildens alle Ehre, daß sie sich vor Zudringlichkeiten zu schützen wußte, ohne es mit den Familien der verliebten Sprößlinge zu verderben.

Einmal ging dem munteren Mädchen aber doch die gute Laune in die Brüche: der Symbdikus, der erste Mann des Ortes, beehrte die kleine Lehrerin mit etwas Hofmachen. Dabei hielt er aber nicht an! Er ging durch bis zu einem Kuß und bekam dafür eine tüchtige Ohrspeige: damit war es um die schöne Stelle und die 400 Franken geschehen.

Mathilde spielte die Tapsere, obgleich ihr garnicht wohl zu Mute war bei dem Lamentieren der Mutter und den Thränen der kleinen Schwester. Sie tröstete beide, so gut es ging, und bemühte sich redlich, ihre Familie und ihr Wissen irgendwo anders unterzubringen. Das gelang ihr schließlich auch nach vielen Bemühungen und Scherereien; aber eine bessere Stelle war es keineswegs — was schon daraus zu ersehen war, daß Mathildens Vorgängerin, eine stille, blonde Florentinerin, sich einfach ertränkt hatte, weil sie den Schikanen ihrer verschmähten Anbeter — lauter einflußreicher Leute — nicht länger standzuhalten vermochte.

Der hervorragendste unter diesen Einflußreichen des Städtchens in den Abruzzen war der Amtsrichter. Er hatte eine sehr eifersüchtige Frau, der die Blondheit der Florentinerin früher ebensowenig gefallen hatte, wie ihr jetzt die schwarzen Augen der Neapolitanerin gefielen. Die gute alte Mutter beschwor ihre Mathilde bei allen Heiligen, daß sie Zunge und Hand hübsch im Zaume hielte; die versprach denn auch den besten Willen und begegnete der eifersüchtigen Frau des Amtsrichters, wie den begehrlischen Blicken des Gemahls mit ausgesetzter Gleichgültigkeit.

Eine Unhöflichkeit verzieh man ihr in diesem Falle noch eher als eine Liebenswürdigkeit. Es war indes das besondere Pech der kleinen Lehrerin, daß ihr Gefühl schließlich immer Oberhand behielt: das tragische Ende ihrer Vorgängerin beschäftigte sie derartig, daß sie alle möglichen Erkundigungen einzog über ihr Leben und die Umstände, welche ihren gewaltigen Tod begleiteten, bis sie die Ueberzeugung gewann, daß das arme Mädchen sich eigentlich nur in das Wasser gestürzt, weil ihr die Wahl zwischen Schande und Hunger so schwer gefallen.

Eines Tages erschien die Geschichte der unglücklichen Selbstmörderin im „Famulla della Dernenica", und die eine Nummer, auf welche in dem ganzen Nest abonniert war, machte die Runde von Haus zu Haus. Der „Famulla" richtete ein anerkennendes Schreiben an die unbekanntes Verfasserin und bat um fernere Beiträge: so kam es heraus, wer die gute, alte Stadt und ihre „Einflußreichen" schlecht gemacht und gegeißelt hatte, zur Verherrlichung eines einfältigen Mädchens, das etwas Besseres hätte thun können, als an dem Uebermaß von Wasser zu erstickend!

Mathildens Mutter stand Todesangst aus. „Gräme dich nicht, Mutter!" versuchte Mathilde sie zu trösten: „Hungern lasse ich dich nicht! Ich werde im Notfalle Gekochtes bringen!"

Dieser „Notfall" stellte sich indes nicht ein — selbst nicht, als Mathilde ein für allemal aufhörte, zu unterrichten: sie hatte es satt bekommen und wollte lieber Telegraphistin werden, um wieder zu einer festen Anstellung zu gelangen. Mit dem Staate ließe sich am Ende besser auskommen!

Sie hatte sich nicht verrechnet. Nach einem keineswegs schwierigen Examen wurde sie auf dem Telegraphenamte eines

Ortes in Kalabrien angestellt mit einem Gehalt von fünf-hundert Franken. Das war ein wesentlicher Schritt vorwärts im Leben! Außerdem hatte sie Muße genug, Zeitungs-artikel zu schreiben, die Anklang fanden und ihr auch kleine Summen einbrachten.

Trotzdem blieb Mathilde nur zwei Jahre in diesem neuen Amt; dann gab sie es aus freien Stücken auf. Sie hatte nämlich in dieser Zeit eine Anzahl von Skizzen und Novellen geschrieben, die in einem Bändchen bei den Fratelli Treves erschienen und großes Aufsehen erregten.

Man wollte „die kleine Telegraphistin“ kennen lernen, für welche die italienische Frauenwelt in Begeisterung flammte, und Mathilde siedelte mit Mutter und Schwester über nach Rom, wo sie binnen kurzem ständige Mitarbeiterin für verschiedene Zeitungen wurde.

Dann erschien ihr erster Roman — ein Werk, das die ganze Presse in Aufregung brachte und Mathilde mit einem Schlage in der literarischen Welt bekannt machte.

Einen ganzen Arm voll Journale, kam sie eines Abends nach Hause. „Hier, Mutter!“ rief sie triumphierend, „die sprechen alle von mir. Ich meine — Geltreiberin brauche ich fürs erste noch nicht zu werden.“

Die gute Frau seufzte: „Ach, figlia mia! Das ist ein Zigeunerleben bei diesem Geschreibsel. Wärfst du Lehrerin geblieben oder Telegraphistin, so hätte man was Sicheres —“

„Und hungerte sich mit vier- oder fünfhundert Franken durch die Welt — hoffnungslos — ausichtslos!“ unterbrach sie Mathilde, glühend von edlem Selbstbewußtsein. „Nein, Mutter, bei der Kunst ist man frei, heiter, glücklich, ob man auch darben und leiden müßte, und die größte Befriedigung ist es, etwas leisten zu können, was nicht jeder kann.“

Mit einem erwartungs-vollen Herzklappen, dem Kullissenfieber ähnlich, las sie die Rezensionen: das war mehr, als sie je erwartet! Man nannte sie, etwas verblümt zwar noch, die Schöpferin des modernen italienischen Romans.

Nur einer, bekannt als scharfer, unbeirrter Kritiker und als solcher gebührend gefürchtet, stimmte nicht in das überschwengliche Lob dieses neuen Romans ein. Mathilde wurde rot beim Lesen, und ihre schwarzen Augen funkelten: Wetter, wie der gegen sie zu Felde zog und was er alles von Fehlern und Mängeln an das Tageslicht brachte! Er hielt diesen Roman vorläufig für nichts mehr, als die Hoffnung auf einen ersten guten, modern-italienischen Roman.

Die temperamentvolle Verfasserin ärgerte sich gründlich, aber sie las die literarische Straßpredigt zweimal, dann gab sie diesem einen, unliebenswürdigen Kritiker vor allen recht, und in ihrem Zorn gegen ihn gelobte sie sich, die Hoffnung auf den „guten“ Roman unter allen Umständen zu verwirklichen.

Um diese Zeit wurde ihr die Stelle einer Redaktrice an einer Frauenzeitung angeboten, die sie zwei Tage später antrat. Bei dieser Gelegenheit wurde ihr in der Direktion ein Journalist und Kritiker — derselbe, dem sie wegen ihres Romans zu großen Unrath hatte — vorgestellt. Es war ein noch junger, sehr eleganter dunkler Römer, der die kleine schwarzzügige Neapolitanerin verwundert musterte: „Das Fräulein ist die Verfasserin des berühmten Romans —“

„Den der Herr die Güte hätte, dem Publikum, das am Ende drauf reingefallen wäre, durch Salz und Pfeffer zu verleiden!“ fiel sie ihm ins Wort, etwas pikirt über seine Staltlichkeit.

„Nicht doch! Ich habe den Appetit des Publikums auf Ihren zweiten Roman gereizt!“ lächelte er. „Machen Sie nur, daß sie ihn fertig bekommen!“

Da ging das warme Herz und ihre bessere Einsicht mit Mathilde durch; sie schüttelte dem Kritiker die Hand. „Sie hatten ganz recht, wenn ich mich auch ärgerte! Ich hoffe, daß Sie das nächste Mal Besseres von mir zu sagen haben.“

Als sie schon in ihrem Redaktionszimmer saß, sagte der Kritiker zu dem Direktor: „Ein großes Talent, dieses muntere Mädchen! Schade — sie wird sich natürlich mal verheiraten, und dann ist es bei den Frauen vorbei mit der Kunst.“

Der Herr Kritiker irrte sich, das sollte er in kurzer Zeit erfahren. Mathilde kam eines Tages zu mir hereingeführt, die Waden glühend, die Augen funkelnd und das kurze krause Schwarzhaar aufgeregt um das Gesicht flatternd: „Hören Sie, Kameradin, es ist was Schreckliches passiert, aber — mein erster Roman glänzend gerächt.“

„In der That? Ich erinnere mich nicht, daß ihn jemand totgeschlagen hätte —“

„Nicht? Aber die spitze Feder des Signor Errico.“

„Stach ein paarmal kräftig zu, ganz recht! Ich meine, es konnte nichts schaden.“



Rokett. Gemälde von K. Schweninger.

Photographieverlag von Viktor Angerer, Wien IX.

„Schaden oder nicht, ich habe meine Rache, das heißt: ich habe mich eben mit dem Herrn Gegner — verlobt!“

Mathilde hat in der That den modernen italienischen Roman ins Leben gerufen, und zahlreiche Novellen von ihr, kleine Kunstwerke an sich, bereichern die belletristische Literatur. Außerdem arbeitet sie fleißig für soziale Fragen und Fraueninteressen. Ihr Gatte hat sich zum Inhaber und Leiter einer großen politischen Zeitung aufgeschwungen — daher ihr kühnes Tauchen in die Brandung der Politik! Kurz, er und sie zusammen bilden heute ein berühmtes Künstlerpaar des jungen Italiens.

### Frauen und Farben.

Von Emilie Brachky.

Nachdruck verboten.

Um eine wirklich malerische und ideale Gestaltung der Persönlichkeit zu erzielen, bedarf auch die reizvollste Frau nicht nur des eleganten Schnittes in der Kleidung, sondern auch der vollsten Farbenharmonie, insofern nämlich, als diese sich auf die Färbung des Gesichtes und der Haare bezieht.

Daß in der Kleidung an sich diese Farbenharmonie herrsche, daß zu aufdringlich bunte Farben oder gar Mißtöne vermieden werden, versteht sich bei der gebildeten Frau von selbst, und wir erwähnen dies auch nur nebenher; aber gerade in Bezug auf Gesicht- und Haarfarbe wird doch noch oft gesündigt. Man hat die schönste und geschmackvollste Toilette gewählt, vollendet in jeder Beziehung, aber sie kleidet nicht, und man findet, daß man eigentlich in dem einfachen Hauskleide anmutiger erscheine als in der reichen Gesellschaftstoilette. Die Antwort darauf ist einfach die: die Farbentöne stimmen nicht zu dem Farben-Accord im Gesicht der Trägerin, wodurch eine Disharmonie entsteht und die Toilette unkleidbar erscheint.

Unwillkürlich drängt sich einem hier der Gedanke auf, daß die Farben doch einen musikalischen Charakter haben, spricht man doch auch von Farbentönen, Farbenskalen und Farbenharmonien, von schreienden und sanften Tönen und Farben und anderen analogen Dingen. Wie disharmonische Töne unser Ohr so empfindlich beleidigen können, ebenso werden unsere Augen durch disharmonische Farben verletzt. Die Anmut und reizvolle Erscheinung einer Frau hängt nicht von der reichen Kleidung ab, sie kann mit den einfachsten und bescheidensten Stoffen erreicht werden, wie ja auch die einfachen, schwermütigen Weisen des Volksliedes einen so unjagbar süßen Zauber auf uns ausüben.

Die Farben sind gleichsam verkörperte Töne, und wie ein

leuchtendes, flammendes Rot dem Schmettern einer Fanfare gleicht, so erinnert Rosa an zärtlich neckische, Hellblau an sanfte, getragene, und Lila an schwermütige Töne. Ein richtiger Zusammenklang der Farben wird zur herrlichsten Farben-Symphonie sich gestalten.

Bei der Vorliebe für bestimmte Farben, die sich nicht nur in ihrer Kleidung, sondern auch in ihrer Umgebung offenbart, läßt sich aber auch auf den Charakter einer Person schließen, und Honoré de Balzac geht darin sogar so weit, daß er sagt, Frauen, welche gern auffallend lärmende Farben, wie Rot, Orange, Zeisiggrün und dergleichen, trügen, hätten einen störrischen Sinn, einen eigenfinnigen, zänkischen Charakter. Schwarz nennt er die kabbalistische Farbe; wer sie in der Kleidung bevorzugt, giebt sich gern düsteren und unglücklichen Gedanken hin. Von der weißen Farbe, sagt er, sei die Farbe der Frauen, welche keinen Charakter haben, und alle diejenigen, welche sich mit Vorliebe weiß kleideten, seien Koketten.

Wir können ihm darin nicht beistimmen, wenn er auch hier zum Beweise die Kaiserin Josephine, die schöne Recamier und Madame Tallien anführt, nach unserer Ansicht giebt es für junge Mädchen und junge Frauen keine anmutigere und kleidamere Tracht als die der weißen, beziehungsweise cremefarbenen Kleider. Die Vorliebe für Rosa dediziert er den glücklichen, heiteren Frauen; er sagt, daß die, welche diese Vorliebe zeigten, munter, geistreich, liebenswürdig und lebensfroh seien, umgänglich und anmutig und nichts von jener eckigen Laune besäßen, welche an düster gekleideten Frauen so sehr mißfällt. Himmelblau, sagt er ferner, stehe jedem Alter und könne auch in jedem Alter getragen werden, Lila aber soll nach seiner Ansicht nur von solchen Frauen getragen werden, die einstmal schön waren und über diese angenehme Periode ihres Lebens hinaus seien.

Wir wollen hier nicht weiter auf die Ideen des geistreichen Franzosen eingehen und überlassen es unseren liebenswürdigen Leserinnen, auf Grund dieser Andeutungen ihre Studien zu machen und aus der Lieblingsfarbe in der Kleidung der Frauen ihren Charakter zu ergründen, es dürfte ein dankbares Feld sein und oft zu merkwürdigen Schlüssen führen. Wir wollen uns hier nicht mit dem Charakter und der Farbe befassen, sondern nur damit, wie sich die verschiedenen Farben zur Gesicht- und Haarfarbe gestalten, wie sich zwischen ihnen die schönste harmonische Wirkung hervorbringen lasse.

Eine zarte Blondine mit hellem Haar und Lichtem, rosigem Teint erscheint anders als eine Brünette mit dunklem Haar und gebräuntem Teint, wenn auch jede in ihrer Art ein vollendetes Meisterstück der Schöpfung zu sein vermag.

Prächtig ist so eine Brünette mit ihren dunklen Sammetaugen, dem blauschwarzen Haar und dem pfirsichfarbenen, blühenden Teint, wie sie Spanien, Italien und der Orient so vielfach aufweist, berauschend wie die Düste der Rosen von Shiras; aber süßer, lieblicher und anmutiger als die Weischen und Maiglöckchen, die blonden Töchter unferes deutschen Vaterlandes kann sie doch nicht sein. Ueberdies sagt man noch von diesen, daß in ihrer Brust die tiefste Empfindung wohne, daß keine Frau wie sie so treu und wahr in der Liebe sei.

Bei einer solchen Verschiedenheit der Frauen ist es klar, daß jede ihre besonderen Farben braucht, wenn eine vollkommen harmonische Wirkung zwischen der Person und der Kleidung erzielt werden soll, wenn sie einen stimmungsvollen Einklang gewähren sollen, denn nirgend ist das Wort: „Eines schickt sich nicht für alle“ mehr am Platze als gerade hier.

Im allgemeinen kann man sagen, daß für die Blondine mit dem rosigem Intarnat der Wangen und Lippen die hellen Farben sehr kleidam sind, besonders Blau, Rosa, Gelb, vom hellen, rötlich schimmernden Maiglöckchen bis zum glänzenden Goldgelb, auch ein helles, schönes Violett, sowie Rot, welches besonders bei dem sogenannten „Nachtblond“ eine hübsche Wirkung hat.

Ganz ungemein günstig aber ist für die Blondine Grün. Je frischer die Wangen und Lippen, je leuchtender die blauen Augen sind, desto dunkler sollte das Grün gewählt werden, es dämpft die vielleicht allzubühende Farbe zu einem glänzenden Perlenweiß. Je heller indessen Haut und Haar, um so lichter dürfte auch die grüne Farbe verwendet werden, und ganz ungemein reizvoll wirkt ein helles, liches Grün zu jenem blonden Haar mit rötlichem oder goldigem Schimmer, das wir auf den Gemälden älterer Meister zu bewundern Gelegenheit haben.

Was wir von dem Grün sagten, gilt auch für die anderen Farben, je heller und lichter die Erscheinung, desto heller soll die Blondine die Farben wählen, dunklere Haare und frischere Rolorit der Wangen verträgt die dunkleren Schattierungen der genannten Farben. Für die neutralen Farben, welche wir für

die Straßentoilette entschieden bevorzugen, eignen sich für blonde Frauengestalten Silbergrau, Schieferblau, die verschiedenen Farbenshatterungen in Braun und Weinrot. Auch Schwarz und Weiß ist kleidlich für sie, ganz besonders das letztere, doch sollte dies, da es eine etwas erbleichende Wirkung auf das Gesicht ausübt, durch ein Farbenarrangement von Blau, Grün, Rosa, Lila oder dergleichen gehoben werden. Auch Schwarz sollte durch eine andere Farbe belebt werden, wenn nicht die eintönige Farbe durch Trauerkleidung erfordert wird.

Daß sich die verschiedensten Effekte durch verschiedene Farbkombinationen erreichen lassen, liegt auf der Hand. Bei dunkelhaarigen Frauengestalten ist es längst bekannt, daß Rot und Gelb die Farben sind, welche ihre eigenartige Schönheit noch mehr hervortreten lassen. Alle Mittelfarben, welche von blonden Frauen unbedenklich getragen werden können, würden sich bei der brünetten nicht empfehlen, entweder machen sie das Gesicht farblos, grauer, oder sie neutralisieren doch die eigenartige Farbe der Haut. In gelben Gewändern wird die Brünnette immer ihre schönsten Triumphe feiern, hier ist ihr jede Nuance erlaubt, vom zarten, duftigen Creme bis zum dunklen Altgold. Auch Rot ist ihr zuträglich, selbst eine diskrete Verbindung beider Farben dürfte einen schönen Effekt geben. Blau und Violett sollten dagegen unbedingt vermieden werden, sie sind der gelblichen Haut nicht zuträglich, und ganz besonders dann nicht, wenn die Hautfarbe blaß getönt ist und jeder Röte entbehrt, wie dies bei den Italienerinnen so häufig ist, deren Teint oft dem zarten Bernstein gelb in der Farbe gleichkommt. Schwarz und Weiß, das letztere jedoch nicht in bläulicher Tönung, stehen der Brünnette ebenfalls sehr gut, immer aber soll sie daran denken, daß alle goldigen Töne für sie am vorteilhaftesten sind und ihre leuchtende Schönheit noch mehr hervortreten lassen.

Angeli und die beiden verstorbenen Maler unserer Zeit, Gustav Richter und Hans Makart, welche so Hervorragendes im Porträt geleistet und die Farbe so meisterhaft behandelten, verwenden mit Vorliebe für die dunkelhaarigen Schönen gelbe Kleider, während die Blondes weiß, weinrot und blau bekleidet sind.

Mit einiger Aufmerksamkeit werden die Damen es übrigens bald heraus haben, ob ihr Teint belebt oder neutralisiert werden muß; eines aber darf nie außer acht gelassen werden: die Damen müssen sich vor allen Dingen selbst richtig beurteilen, sie müssen sich's eingestehen, wenn ihre Hautfarbe mißtönig oder ungünstig ist. In diesem Falle sollen sie stets solche Farben wählen, welche mit der unschönen Hautfarbe einen Gegensatz bilden, da nur hierdurch ein Zusammenklang der Farben erreicht wird. Frauen, welche so glücklich sind, eine schön gefärbte Haut zu besitzen, können getrost solche Farben wählen, welche mit der eigenen harmonieren.

Ganz besonders hüte man sich auch, unkleidliche Farben dem Gesicht nahe zu bringen, da sich gerade von hier aus alle störenden Töne am aufdringlichsten bemerkbar machen.

Beiläufig wollen wir noch der Bedauernswerten gedenken, denen die Natur durch eine Störung in der Rezhaut das richtige Erkennen und Beurteilen einer Farbe versagt hat; es sind die sogenannten „Farbenblinden“. Ihre Zahl setzt sich zum größten Teil aus Männern zusammen, wie die Statistik nachweist. Da mag es ja dann nicht so schlimm sein, wenn sie vielleicht statt einer roten Krawatte eine graue wählen, während die Verwechslung dieser Farben in der Frauentoilette doch recht empfindlich berühren könnte.

Zum Schluß fassen wir alles in dem einen Satz zusammen: das Weib hat nicht nur das Recht, es hat auch die Pflicht, so schön und vollendet zu erscheinen, als dies nur möglich ist; ist das Weib doch, wie Lessing sagt, das Meisterstück des Schöpfers, der strahlendste Edelstein im Menschengeschlecht, die Krone der Schöpfung.

### Ein Herzensirrtum.

Psychologische Skizze von P. Robran.

Nachdruck verboten.

Ich war auch einmal thöricht und glaubte, daß ich glücklich werden würde, und war jung, kindlich jung, will mir heute fast scheinen, und doch war ich bereits achtzehn Jahre alt, als ich das Unglück hatte, ihn kennen zu lernen.

Die Leute behaupteten damals allgemein, ich sei hübsch; einzelne freilich begnügten sich nicht damit und versicherten laut und leise, sodaß ich es hören mußte, oder daß man es mir doch wenigstens wiedererzählen mußte, ich wäre sogar schön —

Dafür habe ich nach langer Zeit ihnen und ihren Frauen freundschaftlich die Hände geschüttelt und mich gefreut, daß es ihnen so gut im Leben geglückt sei, und sie erzählten dann wohl lächelnd, wie unglücklich sie einmal mein netwegen gewesen seien, oder auch sie hatten die kleine Frühlingsepisode in ihrem Dasein völlig vergessen.

Wenn eine alte Jungfer ihre Lebensgeschichte erzählt, so wird sie immer an eine Stunde oder an einen Brief kommen, von dem sie seufzend sagt: „Ach, hätte ich damals! ich wäre jetzt längst...“ u. s. w. Will ich aufrichtig sein, so muß ich gestehen, daß ich mehr als einmal mein künftiges Geschick und das eines braven Mannes in meiner Hand gehalten, oder, ich schäme mich, es zu sagen, wohl zu meinen Füßen habe liegen sehen, und ich hielt es nicht der Mühe wert, die Finger darüber zu schließen oder es — und ihn — vom Boden aufzuheben.

Und warum? Darüber zerbrachen sich die Betreffenden und meine Verwandten bis zu den Tanten sechsten Grades die Köpfe, ohne jemals eine Ahnung von dem wahren Grunde zu haben. Man schalt mich kalt und lieblos und wußte nicht, daß mein Herz heiß, sehr heiß klopfen gelernt hatte.

Gerade an meinem Geburtstag betrat er zum erstenmal unser Haus. Er war durch einen der jungen Leute, die sich in unsere einfachen, aber lustigen Gesellschaften drängten, eingeführt worden. Ich sehe ihn noch heute vor mir — ein großer, schlanker, blonder Mann mit einem ernsten, fast unbeweglichen Gesicht. Von da ab traf ich ihn oft, wenig bei uns und viel bei unseren Freunden. Aber die gewohnte Huldbildung blieb aus. Seine Augen streiften achlos über mich hinweg, und mein Kommen und Gehen war ihm gleichgültig, sichtlich gleichgültig. Und doch war ich der Mittelpunkt von allem, sei es, daß wir abends auf dem Rasen beim Klang einer alten Drehorgel tanzten, oder daß wir im Mondschein auf der glitzernden Saale Kahn fuhren, oder in lustiger Gesellschaft durch die grünen Wälder Thüringens wanderten. Ich aber war viel zu sehr an Herrschen und Befehlen gewöhnt, daß mich nicht die böse Lust angewandelt hätte, ihn, der meine Macht nicht anerkannte, sie fühlen zu lassen.

Vergebens! Ihm war es gleichgültig, ob ich ihm grollte oder ihn auszeichnete; nicht er bat mich darum, bei unseren abendlichen Kahaufzügen zu sitzen, wenn mich die anderen darum bestürmten; er nahm die Ehre, mein Tuch tragen zu dürfen, mit unmerklichem Achselzucken hin — nach wenigen Wochen konnte ich nicht mehr darüber im Zweifel sein, daß dieser Mann gegen jeden Zauber, der anderen Leuten verhängnisvoll wurde, geschützt war.

Hätte ich mich mit diesem beschämenden Resultat zufrieden geben können, so wäre alles, bis auf die kleine Demütigung, die mein Mädchenstolz erlitten, gut gewesen. Aber ach! Bei dem trotzigem Bestreben, diesem Stein Wärme zu leihen, diese kalten blauen Augen freundlich leuchten zu sehen, hatte ich meine Flügel jämmerlich verbrannt — jämmerlich! Ich liebte ihn —

weil er mich verachtete, weil ich ihm nicht gut, nicht klug genug war, liebte ihn — weil er mich nicht liebte!

So vergingen die Jahre. Brave Männer begehrten mich zur Frau, und ich wies sie zurück; sie hofften und harrten noch einige Zeit, dann blieben sie fort, und es fing an, einsam um mich herum zu werden. Dann erschien einer oder der andere von denen, die mich einmal umworben hatten, mit seiner Braut, meine Freundinnen, die nicht halb so gefeiert gewesen waren, hielten ihre „beste, älteste Freundin“, ihre Kinder über die Tausche zu halten; ihre jüngeren Schwestern tauchten als erwachsene Mädchen und gefeierte Ballschönheiten auf, und ich, die ich sie alle einmal in den Schatten gestellt, ich, deren Triumphzug so viele Mütter mit schelen Blicken angesehen hatten, ich — war das Mauerblümchen geworden!

Es war ein böser Tag, als mir das klar wurde. Aber er konnte an meiner thörichten Liebe doch nichts ändern. Ja, an meiner thörichten Liebe! Wie gut doch, daß die Männer nicht ahnen, wie leidenschaftlich wir dummen Mäd-



In Versuchung. Gemälde von Wilhelm Hasselbach.

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl's Kunstverlag, A.-G., München.

das waren die Schmeichler und die Verliebten dazu. Sie verdrehten mir den Kopf ganz unbändig, und wenn sie es nicht thaten, so ward jeden Tag mein Spiegel freundlich genug, mir zu versichern, ich sei niedlicher als alle meine Freundinnen, und das bewies, daß es ein ganz schlechter, bössartiger Spiegel war.

Ich wollte, er hätte mir einmal ordentlich die Wahrheit gesagt und meinen thörichten, eiteln Kopf wieder auf die rechte Stelle gerückt. Aber weil er es nicht that und niemand in meiner Umgebung, so bildete ich mir wirklich am Ende ein, ich sei etwas ganz Besonderes, und oben in den Sternen warte auch ein ebenso seltenes Los darauf, von liebender Hand in meinen Schoß herunter geschüttelt zu werden. An Männern, die dazu bereit waren, fehlte es mir wahrlich nicht. Die guten Jungen! Ost nach zehn oder zwanzig Jahren habe ich einen von denen wiedergesehen, die mir versichert hatten, sie müßten bestimmt sterben, wenn ich sie nicht erhörte — es war keiner daran gestorben.

den sie lieben können, wie toll, besinnungslos sie uns machen, während wir mit höflichem Lächeln alltägliche, gesellschaftliche Gespräche mit ihnen führen.

Wenn er es gewußt hätte! Pah, diesem Manne wäre wohl auch das gleichgültig gewesen. Und dann, ich liebte ihn ja gar nicht, sondern sein Idealbild, ich liebte den Geist, den ich ihm andichtete. Den Geist! Wie habe ich mit mir gereungen, an mir gearbeitet, mich zu bilden gesucht, um auf die Höhe zu gelangen, auf der ich ihn suchte, gehofft, daß eines Tages doch einmal mein Gespräch ihn interessieren, er mich nicht mit ein paar gelangweilten Worten zurückweisen würde.

Herr mein Gott, warum hast du Frauenherzen so weich geschaffen und Frauenaugen so blind gelassen? Und warum erriet keine fluge Freundin mein ängstlich gehütetes Geheimnis und rettete mich, da ich mich nicht selbst retten konnte?

Eines Tages kam er — um Abschied zu nehmen. Er hatte sich in einer kleineren Stadt als Arzt niedergelassen. Meiner Mutter küßte er die Hand und dankte ihr für ihre Güte, mir sagte er ein paar freundliche Abschiedsworte und ging. Ich lief in mein Zimmer und hatte noch so viel Kraft, die Thür zu verriegeln; was in den nächsten Stunden mit mir vorgegangen ist — davon habe ich keine Ahnung.

Ich sah ihn nicht wieder.

Die nächste Zeit ist ein dumpfer, verworrener Traum für mich gewesen, aus dem mich jäh ein furchtbarer Schlag weckte. In einer Typhusepidemie starben meine Eltern und ließen mich mittellos zurück. Ein alterndes Mädchen ohne Vermögen — ich zweifelte, nachdem ich den ersten lähmenden Schmerz überwunden hatte, keinen Augenblick, daß ich mir meinen Unterhalt von jetzt ab selbst verdienen müßte. Mein musikalisches Talent war nun zu sehr als bloßem Vergnügen nützlich. Wie klein erschien, dem wahren Unglück gegenüber, mir jetzt meine verlebte Verzweiflung!

Ich zog nach Berlin und war nach ein paar Jahren eine beliebte Klavierlehrerin, die tags sechs bis sieben Stunden gab und des Abends zu müde und vernünftig war, den melancholisch sentimentalen Empfindungen ihrer Jugend nachzuweinen. Die Zeit ist eben die große Lehrmeisterin für solche überheizte Treibhausempfindungen, wie es die meinen gewesen waren.

Freilich, vergessen hatte ich ihn nicht! Ich konnte es auch nicht hindern, daß ich innerlich jeden Mann mit dem halb verlöschten Bilde von ihm verglich. Immerhin waren doch meine Augen wieder klar und offen geworden, und ich lebte mein ruhiges Dasein, wenn auch ohne eigentliche Freude am Leben, so doch nicht mit Widerwillen, aber immer mit jenem leisen, nergelenden Gefühl des Unbeachtetseins, das keiner alten Jungfer erspart bleibt.

Da besuchte ich eines Abends ein Konzert in der Singakademie, das ein berühmter Klaviervirtuose gab, zu dem das Publikum in Scharen herbeiströmte. Ich kam etwas spät und drängte mich eilig durch die Reihen der Zuhörer hindurch, weil allgemeines Händeklatschen schon das Erscheinen des geistreichen, genialen Mannes begrüßte.

Der Herr, der neben meinem leeren Stuhl saß, beachtete es nicht, daß ich einige Sekunden warten mußte, weil er sich vorgebeugt hatte und mir so den Weg versperrte. Auf mein endliches: „Darf ich bitten, mein Herr!“ wurde er erst auf sein Versehen aufmerksam und fuhr mit einem „Pardon“ zu mir herum. Im nächsten Augenblick saß ich zitternd, mit klopfendem Herzen auf meinem Platz, mit rasend hämmern den Pulsen — mein Nachbar war er, er, der lange nicht Gesehene, Unvergessene!

Ja, und dann kam das Schreckliche! Er hatte mich erkannt, wir wechselten einen hastigen Händedruck, ein paar leise Begrüßungsworte, da die Musik bereits angefangen hatte, und wir gerieten bei der ersten Pause in ein Gespräch; am Schluß des Konzertes bat er um die Erlaubnis, mich besuchen zu dürfen, am gemeinsamen von alten, lieben Jugenderinnerungen zu sprechen.

Dann kam er; zunächst in feierlicher Visitenetouille, kam öfter und immer öfter, blieb länger und immer länger, und ich, die vor fünfzehn Jahren Ehre und Seligkeit für eine solche Stunde gegeben hätte, geriet nach kurzer Zeit in die bitterste Verlegenheit. Nachdem die erste Hast des Fragens nach diesem und jenem unserer damaligen Freunde vorbei war, geriet unser Gespräch ins Stocken — ganz wie damals — aber ich wußte nun, daß es nicht meine Schuld war. Nur mit Mühe und Not konnte ich uns beide über die Sandbank des völligen Verstummens labieren. Jetzt wurde mir der Grund seiner Schweigsamkeit klar, die mich in der unseligen Zeit meiner Liebe als junges Mädchen in Verzweiflung gesetzt hatte, weil ich sie allein seiner Abneigung gegen mich zuschrieb; jetzt erkannte ich sie als das, was sie in Wirklichkeit war: der einfache Mangel seines Geistes, die öde Beschaffenheit einer Seele, deren Hochmut ich als vornehmen, männlichen Stolz geliebt hatte!

Von da ab habe ich, ohne in demselben Fehler verfallen zu wollen, in stillen, überlegenden Stunden, wenn die Seele einmal frei vor sich selber liegt, mein Schicksal für ein tragisches gehalten. Die ganze Kraft eines jungen, unberührten Herzens einem Fetisch, einem Götzenbild geopfert, das man für einen Gott hält! Ein Leben verdorben, unnütz gemacht, und weshalb? Aus trostloser Begierde nach etwas, das einem nur deshalb schön erscheint, weil es unerreichbar ist!

Da, als mir nach fünfzehnjährigem Harren endlich angeboten wurde, was ich so lange ersehnt hatte, als der Mann, welcher das junge Mädchen nicht gewollt, jetzt durch das seltsame Spiel der unergündlichen, rätselhaften Menschennatur das alte Mädchen begehrt, welches die Dreißig bereits überschritten hatte und durch deren Haare sich die ersten, frühen, grauen Fäden zogen — da wußte ich, daß nun die letzte Aussicht auf ein Frauenglück für mich geschwunden war!

Noch nie war mir ein Mann so langweilig gewesen, wie dieser Gegenstand meiner heißen, unerwiderten Liebe!

So wurde ich eine alte Jungfer! Und wenn meine weißen Haare mich nun ruhig gemacht haben, wenn ich jetzt mit lächelnder Ironie die alte Liebesgeschichte aufwählen kann, ohne daß ich das Brennen der absterbenden Funken spüre, ich weiß es doch, daß wirkliches und eingebildetes Leid gleichermaßen das Dasein zerstören und daß nichts gefährlicher für unser Leben ist, als sich ein trostloser, scheinbar kurzer, unwichtiger und doch so langer, verhängnisvoller Herzensirrtum!

## Unsere modernen Salonfänze.

Nachdruck verboten.

I.

Es wird leider auf unseren Gesellschaften viel zu wenig getanzt, das ist die stereotype Klage unserer modernen Ballmütter, unserer tanzlustigen Töchter. Eine Ballmutter erträgt mit würdevoller Entfugung das Prädikat einer Wandgarnitur, wenn sie sich nur an der Freude ihres tanzenden Töchterchens weiden kann. Die Mutterliebe im Ballsaal ist ein saures Stück Arbeit. Die würdige Frau weiß genau, daß sie Gegenstand der Unterhaltung nichttanzender Herren ist, daß sie sich zum so und so vielen Male in origineller Weise als Wandgarnitur bezeichnet wird, daß sie allen möglichen Glossen ausgelegt ist, allein sie harret getreulich aus auf ihrem Plage und freut sich der Freude ihrer Tochter, welche sich im fröhlichen Tanze dreht, in ihm die höchste Lust zu finden scheint. Morphens will sie besiegen, allein ihr Kind hält noch treu zu Terpsichore, und sie verjagt den Schlaggott und läßt, um das Vergnügen der Tochter nicht zu kürzen, „die tanztrohe“ Terpsichore den Sieg erringen, reißt sich noch einmal empor und giebt sich den heldenmütigen Anschein, als ob sie gar nicht müde wäre. Solche Mütter brauchen nicht den Kotillon zu tanzen und verdienen doch die herrlichsten Orden und stolzesten Tanz-Ehrenzeichen.

Was eine echte und rechte Ballmutter zu ertragen und zu leisten imstande ist, die volle acht Stunden lang, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, den anstrengendsten Tänzen zuzusehen vermag, das konnte man in den letzten Jahren in den Salons der großstädtischen Gesellschaft nur wenig beobachten und bewundern. Die Tanzlust hat hier, wenigstens bei unserer Herrenwelt, entschieden nachgelassen. Die Beschäftigung des Mannes ist heutzutage meistens eine die Nerven abspannende; der Mann fühlt sich nach gethauer Arbeit am wohlsten bei vollbesetzter Tafel, nach deren Beendigung er sich vorgeblich dann zu ermattet fühlt, um noch das Tanzbein schwingen zu können; er zündet sich eine Cigarre an, trinkt einen Cognac und weicht jeder „Aufforderung zum Tanze“ vornehm, aber sicher aus.

Und dabei ist dem Tanze in unseren Abendgesellschaften nur eine verhältnismäßig geringe Zeit eingeräumt. Von 10 Uhr bis Mitternacht sieht man gewöhnlich bei Tisch, um 1/2 11 Uhr etwa beginnt der Tanz, schüchtern reihen sich die Paare zur Polonaise, nach und nach wird die Tanzkette länger; denn zu dieser im Grunde behaglichen Promenade am Arme seiner Tischdame muß sich schließlich jeder Herr mit gesunden Beinen emporschwingen. Die Polonaise beginnt, die Unterhaltung auch, die Dame erzählt, wo sie gestern getanzt hat, der Herr, wo er morgen und die folgenden Tage eingeladen ist und ebenfalls nicht tanzen wird. Endlich ist das Schlußkommando da, der Rundtanz nimmt seinen Anfang. Mit der verbindlichsten Miene führen die Herren ihre Damen zu den Sitzen, wo sie mit einem graziosen, süßsauren Lächeln Platz nehmen. In dem weiten Saal, durch welchen Arm in Arm etwa 25 Polonaisenpaare schritten, tanzen jetzt, wenn es hoch kommt, acht Paare den Rundtanz. Fast hat es den Anschein, als ob der letztere für unsere Herrenwelt nicht mehr die lebenswürdige und entzückende Eigentümlichkeit besitzt, die ihn doch seit undenklichen Zeiten auszeichnet.

Der Rundtanz ist vielleicht zu einem Teil ein durchaus sinnliches Vergnügen, aber er ist durchaus harmloser Natur. Er gestattet, was sonst verpönt ist: daß der Mann seinen Arm um die Taille der Dame legen, sie an sich ziehen und sich mit ihr in dieser Stellung, welche sonst als eine höchst unschickliche gilt, minutenlang herumdrehen darf. Sind unsere jungen Männer von heute zu feuch oder zu blasiert, um die sinnliche Harmlosigkeit eines Rundtanzes nicht mehr würdigen zu können? Strengt er sie wirklich physisch zu sehr an, oder erscheint er ihnen zu harmlos? Fast möchte man behaupten, das letztere sei der Fall, wenn man unsere Herrenwelt bisweilen auf den großen öffentlichen Karnevalbällen beobachtet.

Es ist häufig, und nicht mit Unrecht, darüber Klage geführt worden, daß der Tanz seinen ursprünglichen künstlerischen Charakter zum großen Teil eingebüßt hat. Vielleicht hat diese Thatsache mit unserer modernen Tanzunlust einen gewissen Zusammenhang, vielleicht ist das Zierliche und Graziose des eigentlichen Salonanzes durch einen derben Zug verhässlicht, und blasierte junge Männer betrachten den in unseren Salons üblichen Rundtanz nicht als eine Kunst, sondern als eine Strapaze, bei der sie im gewissen Sinne nicht auf die Kosten kommen. Daher findet man auch die echte und rechte Tanzeslust hauptsächlich nur bei unserer wirklichen Jugend, welche sich in dem glücklichen Alter zwischen Tanzstunde und erster Gesellschaft befindet. Diese noch nicht „angekränkelten“ jungen Männer, deren Gefühle noch wirklich jugendlich knospen, finden am Rundtanz mit jungen Mädchen, welche das selige Backfischalter noch nicht überschritten haben, instinktiv das höchste Vergnügen. In der Art und Weise, wie diese glückliche Jugend sich dem Tanze hingiebt, verkörpert sich die Freude am Leben.

Beliebter als die Rundtänze sind heut bei unserer männlichen Jugend im Salon die Tourtänze. Contre danso und Quadrille finden immer ihr männliches Publikum, trotzdem diese mehr Schwierigkeiten erfordern, mehr Grazie, Haltung, Lebenswürdigkeit und gefelliges Unterhaltungstalent beanspruchen als die Rundtänze. Ein alter Tourtanz, in welchem in grazioser Weise und durch geschickte, lebenswürdige Uebergänge verschobene Rundtänze eingeflochten sind, ist in der letzten Saison in einzelnen Berliner Salons wieder zu Ehren gekommen: er heißt Quadrille variétés und entspricht den Variétés parisiennes, welche zuerst vor ungefähr 40 Jahren von der akademischen Gesellschaft der Pariser Tanzlehrer veröffentlicht und bald ein Lieblingsstanz unserer Hofreise wurden. Die Quadrille variétés, welche wahrscheinlich von den als Tanzlehrer wirkenden Mitgliedern des königlichen Balletts der Berliner Hofoper wieder aufgefrißt wurde, zerfällt, wie sie jetzt wieder getanzt wird, in fünf Touren. Nach der ersten Tour wird Walzer, nach der zweiten Polka, nach der dritten Rheinländer und nach der vierten Mazurka getanzt; nach der letzten Tour vereinen sich sämtliche Carrés zum Walzer und lösen sich schließlich zum Walzertanz auf. Die glückliche Vereinigung von Tourtanz und Rundtanz dürften die Quadrille variétés in unseren modernen Salons bald zu jener Beliebtheit bringen, die sie einst bei unseren Vätern und Großvätern genossen hat.

Auch ein anderer Tanz aus unserer Vorfahren Zeit scheint wieder zu Ehren kommen zu sollen. Das Menuett, der Tanz vornehmer Grazie und zurückhaltender Lebenswürdigkeit, hat

vom Weißen Saale des königlichen Schlosses zu Berlin wiederum seinen Einzug gehalten in die aristokratischen Salons, welche den vornehmen bürgerlichen vielfach mit Erfolg zum Muster dienen. Das Menuett gilt unserer modernen Zeit meistens als der Tanz der Langeweile. Mit Unrecht! Ein Tanz, welcher auf die vornehmsten musikalischen Geister einer verflochtenen Zeit so anregend gewirkt hat, daß sie ihm mit ganz besonderer Vorliebe ihre Töne verlehren haben, muß den Charakter der Vornehmheit in sich tragen. Mozarts und Haydns Menuette haben auch heute noch nichts von ihrer musikalischen Bedeutung eingebüßt, und selbst ein Friedrich der Große fand Zeit und Muße zum Komponieren von Menuetten. Sollen, wie es den Anschein hat, letztere wieder in unseren Salons zu Ehren kommen, dann dürfte dieser Umstand auch auf unsere Musikverhältnisse nicht ganz ohne Einfluß bleiben und manche vergessene Komposition dieses „Tanzes der Langeweile“ zu neuem Leben erwecken. Jedenfalls ist kein Tanz so geeignet, den Tanzcharakter in unseren Salons zu verfeinern, ihm das Eigentümliche grazioser Vornehmheit und lebenswürdiger Grandezza aufzuprägen, wie gerade das Menuett.

Der populärste Rundtanz in unseren Salons, welcher trotz seines ehrwürdigen Alters von seiner Frische und Beliebtheit nichts eingebüßt hat, ist und bleibt der Walzer — ein echt deutscher Tanz, obgleich man sich Mühe gegeben hat, seine eigentliche Nationalität in Zweifel zu ziehen. In Wien, wo der Walzer seit einem Jahrhundert seine berufensten Komponisten hat, ist er auch zuerst auf die Bühne gebracht worden, und zwar in einer im Jahre 1787 aufgeführten Oper „Una cosa rara“ von Vincenz Martin. Der Erfolg war so großartig, daß parodistische Nachahmungen nicht ausbleiben konnten, von denen eine („Ach, du lieber Augustin“) ihre Popularität sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Also bereits vor länger als hundert Jahren begann der Walzer, welcher damals die Art eines Ländlers hatte, populär zu werden, und welche Wandlungen er auch seit Lanner und dem alten Strauß bis auf den heutigen Tag durchgemacht hat, er ist ein eiserner Bestandteil im Tanzrepertoire der Deutschen geblieben und wird im eleganten Salon mit der gleichen Lust und Liebe getanzt wie in der simplen Gebirgschenke. Die Trinker sagen: „Es giebt keinen schlechten Schnaps,“ die tanzenden Deutschen behaupten: „Es giebt keinen schlechten Walzer.“ Ja selbst wenn der banale Schunkelwalzer in der Kaffeepause ertönt, bleibt seine Wirkung sogar in manchen Salons nicht aus. Männlein und Weiblein vereinen ihre Hände, die ganze Gesellschaft bildet eine Kette und wiegt sich singend, fröhlich und gemüthlich hin und her. Der lebenswürdige Zauber, welcher dem Walzer innewohnt, kann eben selbst durch die größte Banalität nicht gebannt werden. — „Im Grunewald ist Holzauktion“, ein brutal banaler Rheinländer, hat sich zwar jetzt die Straße und die öffentlichen Ballotale erobert; allein die Salons, in denen man sonst gern mit dem Volkstümlichen kokettiert, sind diesem musikalisch rohen Produkt bisher erfreulicherweise verschlossen geblieben und werden sich ihm hoffentlich auch nimmer öffnen.

Die Tanzordnung unserer Salons dürfte noch um einen ferneren, übrigens recht alten Tanz bereichert werden: den Tschardas. Diesem Tanze haben sich jetzt schon viele vornehme deutsche Privathäuser geöffnet, und er hat Chance, in der nächsten Saison zu einem Lieblingsstanz emporzurücken. Die in Deutschland lebenden Ungarn haben die Grundfrage zur Salonfähigkeit des Tschardas gelegt. Eine temperamentvolle Beweglichkeit ist bei diesem voraussetzlichen Zukunftsstanz in unseren Salons, bei welchem im übrigen den Herren der anstrengendere Teil zufällt, mehr wert als steife Eleganz und gezierte Grazie. Ob die Verbreitung des Tschardas die Tanzunlust unserer Männerwelt beseitigen oder mildern, ob die ihm innewohnende „Rasse“ das Tanzfeuer wieder entflammen wird, muß die Zukunft lehren.

Unsere Gastgeber sind wohl nach Kräften bemüht, durch sogenannte Kotillon-Ueberrassungen die männliche Tanzfaulheit zu heben, das gelingt ihnen aber eben nur beim Kotillon, nach welchem die wie alte Geheimräte reich mit Orden geschmückten Herren sich gleich diesen ehrwürdigen Beamten zurückziehen, um der Ruhe zu pflegen. Aber die Gäste sollen à tout prix unterhalten werden, und da es der Tanz nicht thut, so müssen künstlerische Genüsse herhalten. Dilettanten giebt es ja immer, die ihre mehr oder minder fragwürdigen Talente freiwillig zum „Besten“ der Gesellschaft opfern, und wenigstens die nichttanzenden Herren verdienen den — Gemüß, welcher häufig mit der Opferung solcher Talente verknüpft ist. In manchen Salons läßt man sich die Tanzunlust etwas kosten und zieht Künstler und Künstlerinnen mit berühmten Namen heran; derartige Bratenbarden sind indes bekanntlich teuer, viel teurer als der kostbarste Kotillon. Hoffen wir im Interesse der Gastgeber und Gäste, im Interesse einer angenehmen gesellschaftlichen Unterhaltung, sowie im Interesse des Tanzes selbst, daß die jetzt so berechtigte Salonfrage, „es wird zu wenig getanzt“, ein rasches Ende nehme!

Alfred Holzbock.

## Aus dem Frauenleben.

Nachdruck verboten.

— Die Kaiserin Friedrich, welche einst selbst eine fleißige Schülerin des verstorbenen Chemikers A. W. von Hofmann war, hat das Protektorat über das dem Andenken dieses Forschers zu weihende Hofmann-Haus übernommen.

— Prinzessin Therese von Bayern wurde von der königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften in München zum Ehrenmitglied ernannt.

— In der „Haushaltungsschule des Amalienhauses“, Berlin W., Mohstr. 11, erhalten junge Mädchen nach vollendeter Schulzeit Anleitung in allen Haus- und Handarbeiten. Die Oberin des Hauses wendet, von Schwestern unterstützt, den Zöglingen jede mütterliche Fürsorge zu. Die Zöglinge müssen 1 bis 1 1/2 Jahr im Hause verbleiben. Falls die jungen Mädchen dann nicht ins Elternhaus zur Stütze der Mutter zurückkehren, vermittelt die Anstalt Stellen in guten Häusern Berlins. Nur gesunde Mädchen finden Aufnahme. Bei leichter Erkrankung bietet die Anstalt kostenfrei ärztliche Pflege und Arznei. Kostgeld monatlich 15 Mark. Zur Aufnahme sind erforderlich: Erlaubnischein des Vaters oder Vormundes (polizeilich untersteampelt), Abzugsattest, ärztlicher Gesundheitschein, Schulzeugnis und Einsegnungsschein. Die Kleidung muß vorchriftsmäßig einfach sein. Weitere Auskunft erteilt die Oberin.

—e. Der Verein „Frauenwohl“ in Berlin hat in der kurzen Zeit seines Bestehens eine große Rührigkeit bekundet und bereits mancherlei schöne Erfolge zu verzeichnen. Infolge seiner Anregung wurde die erste Gartenbauerschule für Frauen in Charlottenburg von Frau Kommerzienrat Heyl begründet; wurden Kurse für Stenographie, Schreibmaschinenchrift, Photographie, Glasmalerei, Orthopädie eingerichtet, auch der „Verein Octavia-Hill“ begründet, welcher eine bessere Gestaltung der Wohnungsverhältnisse der ärmeren Bevölkerungsklassen herbeizuführen strebt. Die „Realkurse für Frauen“ erhielten eine lebhafteste Unterstützung durch den Verein; es wurde eine mit 13 000 Unterschriften versehene Eingabe um Freigabe des ärztlichen Studiums dem Abgeordnetenhaus eingereicht, ebenso eine Eingabe um Reform der Mädchenschulen. Der Verein zählt bereits über 1000 Mitglieder und hat Zweigvereine in Danzig, Königsberg, Breslau, Frankfurt a. d. O. gegründet. Den Vorstand des Vereins bilden die Damen: Frau Schultat Gaier (W. Kettelbeckstr. 21), Frau Prof. Albrecht, Frau Rechtsanwältin Friedemann, Frau Hildegard Lange und Fr. Mellien.

—e. Frauen als Apothekerinnen. Ein Studienzweig, welcher für die Hand der Frau geschaffen scheint, ist ihr Leber bei uns noch ganz verschlossen, es ist dies der pharmazeutische. Derselbe ist z. B. in Belgien den Frauen längst schon freigegeben. So haben seit dem Jahre 1880 dort 17 Damen an der Brüsseler Universität die Apothekerprüfung bestanden und führen den pharmazeutischen Beruf zum Teil selbstständig mit großer Befriedigung aus. In Paris hat ein Fräulein Leclerc nach glänzend bestandener Prüfung sich als Apothekerin niedergelassen. Ebenso ist in Zürich ein weiblicher Apotheker mit bestem Erfolge thätig.

—i. Seit 1875 sind 155 musikalisch-dramatische Schöpfungen, d. h. Opern, komische Opern und Operetten, Legenden und Oratorien, von Frauen komponiert worden. Von diesen 155 Werken entfallen 87 auf Französinen, 34 auf Italienerinnen, 20 auf Deutsche, 7 auf Engländerinnen, 2 auf Holländerinnen, je eins auf eine Russin, Spanierin und Schwedin.

— Von der i. J. 1891 gestorbenen Sophie Kowalewskaja, der vertrauesten Freundin der kürzlich verstorbenen Frau Edgren (Kestler-Gajanello), erscheint demnächst eine Selbstbiographie unter dem Titel „die Schwedinnen Kowalewskaja“. Sophie Kowalewskaja, die geniale Russin, war bekanntlich Professorin der Mathematik an der Stockholmer Universität, die beste Freundin Dostojewskis, die Mitbegründerin der Petersburger Nowoj Wremja. Sie hatte in Göttingen und Berlin studiert, wo Prof. Weierstraß ihre Privatvorlesungen hielt, und vom Institut de France berechnete den mathematischen Preis davongetragen. Gemeinlich mit ihrer Freundin, Frau Edgren, hatte sie übrigens das Schauspiel „Der Kampf ums Glück“ verfaßt.

—c. Drei der vier holländischen Universitäten, nämlich Leyden, Utrecht und Amsterdam, haben den wißbegierigen Frauen nunmehr ihre Pforten geöffnet.

—c. An der Universität zu Paris studieren in diesem Winter nicht weniger als 252 Damen. Medizin studieren 18 Französinen, 103 Russinnen, 6 Engländerinnen, 3 Rumänierinnen, 1 Griechin, 2 Türkinen und 1 Amerikanerin. Naturwissenschaften hören 6 einheimische und 14 ausländische Studentinnen, Philosophie 82 Französinen und 16 Ausländerinnen.

—c. Auf ihrem Besitztum Brassano bei Udine hat die italienische Gräfin Brazza di Savorgnan drei Schulen eingerichtet, in denen die Bauernmädchen neben den gewöhnlichen Lehrstunden in der Kunst des Spitzenmachens unterrichtet werden. Die Mädchen werden jeden Monat für die angefertigten Spitzen bezahlt und erhalten überdies noch Preise für besonders schöne Arbeiten. Durch kleine Ausstellungen will die Gräfin den Absatz dieser Industrie heben und den Frauen und Mädchen so ein angenehmes und einträgliches Gewerbe ermöglichen.

—c. Eine der hervorragendsten Journalistinnen Europas ist die Engländerin Mrs. Cranford, die als ständige Korrespondentin dreier großer Blätter, darunter der Londoner „Daily News“ und der „Newyorker Tribune“ in Paris lebt. Mrs. Cranford, eine ebenso unerschrockene wie geistvolle Dame, ist noch heute in ihren weißen Haaren eine schöne Frau, und ihr Salon in Paris ist ein Sammelpunkt der internationalen literarischen Kreise.

—1. In London giebt es mehrere stattliche Häusergebiete, die nur von Frauen bewohnt werden, und eine Baugesellschaft, „The Ladies' Residential Chambers Co.“, hat ein Gebäude aufgeführt, das nur von unberühmten Frauen bewohnt werden soll.

—1. Mme. Heliga Loebv, die einzige Tochter eines reichen polnischen Edelmannes, ist eine der Hauptförderinnen der gegenwärtigen französischen Frauenbewegung. Im Alter von 16 Jahren schrieb und veröffentlichte sie ihren ersten Roman, und vor einem Jahrzehnt siedelte sie nach Paris über, wo sie einen Künstler heiratete, der alle ihre Ideen teilt. 1889 gründete sie die „Union Universelle des Femmes“; sie giebt in Verbindung mit dieser das aller Art von Frauenarbeit gewidmete „Bulletin des Femmes“ heraus, in welchem sie vollständige Gleichberechtigung der Frauen mit den Männern fordert.

—1. Die Königin von Griechenland ist Vorsitzende einer Schwesternschaft, welche sich der Besserung der Verbrecher widmet und besucht in eigener Person die Sträflinge in den Gefängnissen Athens.

—1. In New-York, Philadelphia, Boston, Chicago, Minneapolis und San Francisco sind neuerdings Krankenhäuser für Frauen unter ausschließlicher Leitung von Ärztinnen begründet worden.

—1. Eine mutige Amerikanerin, Miss Alice Harris, Dr. med. aus Iowa, hat längere Zeit ganz allein die methodistische Mission in Sierra Leone (Westafrika) geleitet.

—1. Frau Cynthia M. Westover in Newyork wurde zum Ehrenmitglied der Pariser Erfindungs-Akademie ernannt und erhielt die goldene Medaille für einen neuen Wagen zur Förderung von Erzen, den sie sich patentieren ließ.

—1. Die Posthalterin der amerikanischen Sierras, Frau H. J. Langdon, unterhält aus eigenen Mitteln eine Poststraße, die sich über mehrere hundert englische Meilen durch das Gebirge erstreckt; sie besitzt einen ganzen Wagenpark, sowie zahlreiche Pferde und besördert nicht nur die Post der Vereinigten Staaten, sondern auch Passagiere und Güter. Sie kutschiert ausgezeichnet und fährt oft selbst den vier- oder mehrspännigen Postwagen.

—c. Die erste Mexikanerin, welche Medizin studiert hat, ist Frä. Mathilde Montago; die junge Dame hat vor kurzem vom Medizinalkollegium in der Stadt Mexiko das Doktordiplom und die Erlaubnis erhalten, sich in dieser Stadt als Arzt niederzulassen.

—c. Eine höhere Mädchenschule auf Island wurde in Reykjavik vor kurzem von dem dortigen Bischof eröffnet. Fünfzehn Schülerinnen wurden aufgenommen, zwanzig weitere, die sich gemeldet hatten, mußten abgelehnt werden, weil die Schulfonds nicht ausreichend waren. Unterricht wird erteilt in englischer und skandinavischer Literatur, Geschichte, Geographie, Gesang, Turnen und Schneidern; das letztere ist in Island um so wichtiger, weil die Frauen dort die Kleidung der Männer im Hause anfertigen.

— In den Vereinigten Staaten von Nordamerika giebt es zur Zeit 6335 Post- und 37 000 Telegraphen-Beamtinnen.

— Eine hochgebildete Japanerin, Frau Kell Kom, hat in Tokio eine Bildungsschule für Frauen ihres Ranges eröffnet.

### Theater- und Konzerttoiletten.

(Hierzu die Abbild. S. 13.)

In der Zeit, wo Theater und Konzerte mehr denn je besucht werden, liegt uns die zwingende Pflicht ob, hierfür eine so reiche Auswahl von Toiletten zu bringen, daß jede Leserin des „Bazar“ ein ihrem Geschmack entsprechendes Kostüm findet. Bevorzugt für derartige Toiletten sind in dieser Saison alle Arten Seidenstoffe, wie sich dies auch in unseren heutigen Abbildungen zeigt. Da finden wir zunächst in Fig. 1 eine höchst geschmackvolle, auch für Gesellschaften geeignete Toilette aus hellgrauem, gelbbrochtem Seidenstoff, die in Prinzessform mit kurzer Schleppe gefertigt, längs des spitzen Ausschnittes mit einem Fichu aus gelbem Seidenkrepp begrenzt ist, welches vorn unter einem Knoten endigt; aus gleichem Krepp besteht die den Abschluß der Ärmel bildende Frisur. Vorn garniert das Kleid wie ersichtlich eine reiche Goldpassementerie. Aus gleicher Passementerie auf schwarzem Grunde besteht der kleine Capotehut, dessen einzige Garnitur ein Phantasievogel bildet.

Fig. 2 zeigt ein Kostüm aus hellblau und schwarz gestreiftem Seidenstoff, dessen kurze Schleppe, vorn schräg übereinandertretend, mit Hafenschluß versehen und durch eine mit Franzen abschließende niederrartige Passementerie aus Schmelz vervollständigt ist. Außerdem garniert die Taille ein in der Weise der Abb. arrangiertes Jabot aus hellblauem Surah. Den kleinen runden Hut aus schwarzem Sammet und Spigen zielt ein Tuß schwarzer Straußfedern.

Bezugquelle der Modelle: Paris, Mme. Gradoz, 52 rue de Provence.

### Ratgeber für Frauenerwerb.

**Frage.** Da mir die Gouvernantenstellungen in Oesterreich besonders günstig geschildert wurden, so möchte ich gern dort mein Glück als Erzieherin versuchen. Sehr dankbar wäre ich für gültige Auskunft, an wen ich mich wegen einer Stellung wenden könnte.

Marie Sch. in Kegnitz.

**Antwort.** Es ist durchaus ratsam, nach Wien oder Budapest selbst zu reisen, denn nur persönliche Vorstellungen lassen gute Stellen erhoffen, aber es läßt sich nicht verhehlen, daß das Angebot norddeutscher Erzieherinnen sehr groß ist und auch in Oesterreich wirklich gut dotierte Stellen nicht so häufig sind. Man verlangt vor allen Dingen musikalisches Talent und französische und englische Sprachkenntnisse, ein heiteres, ansprechendes Temperament. Von den Hauptstädten aus werden die Erzieherinnen in die Provinz geschickt. Jedenfalls ist dringend vor den sogenannten Plazierungsbureaus und vor den Agentinnen zu warnen, da diese selten reell sind, ihre Klientinnen durch Verprechungen hinzuziehen suchen und diese nach vergeblichen Geldopfern nichts erreichen. Statt dessen gebe man sich in die Lehrerinnenheime in Pension, welche mit Stellungsvermittlungsbureaus in steter Verbindung stehen; vornehme Familien wenden sich besonders gern an diese. Die tägliche Pension beträgt nur 1 Gulden bei guter, einfacher Kost. Die Vorsteherin eines solchen Heims ist stets bemüht, gute Stellen ausfindig zu machen. Adressen sind: Wien I, Wipplingerstr. 8; Himmelfortgasse 21; Nikolaifl. 1. Ein Zweigverein des „Home suisse“ befindet sich auch in Budapest, Fabrikgasse 18.

**Frage.** Erbitten gefälligen Bescheid, welches Institut ich besuchen muß, um mich als Zeichenlehrerin auszubilden; kann ich sofort das Gewerbebureau zu Berlin besuchen? Gertrud J. in Halle a. S.

**Antwort.** Die königliche Kunstschule zu Berlin, Klosterstr. 75, würde eine Ihrem Zwecke entsprechende Anstalt sein, da diese nicht nur ihre Zöglinge für die Kunstakademien vorbereitet, sondern außerdem auch den Zweck verfolgt, Zeichenlehrer und Zeichenlehrerinnen für höhere Unterrichtsanstalten auszubilden. Der Unterricht umfaßt folgende Fächer: Zeichnen von Ornamenten, von Köpfen, Figuren und Gipsabgüssen, von lebenden Pflanzen, Modellieren von Ornamenten und figürlichen Gegenständen, Projektionslehre, Anatomie, Kunstgeschichte, Methodik. Die Anstalt hat eine Tages- und Abendhauptschule, letztere bietet den Schülern Gelegenheit, sich auch noch anderweit zu beschäftigen. Der Kursus ist zweijährig und beginnt mit Anfang Oktober; das 14. Lebensjahr muß zurückgelegt worden sein. Mittellose Schüler kann ganz oder teilweise freier Unterricht gewährt werden. — Erst nach Absolvierung dieser Anstalt können Sie mit Erfolg den Vorträgen, bezw. Unterrichte des Kunstgewerbe-Museums folgen.

**Frage.** Durch das mörderische Klima der ostafrikanischen Kolonien, welches so viele Opfer von der Wissenschaft verlangt, habe ich meinen einzigen, geliebten Bruder und damit auch mein Lebensglück verloren. Da es mir nicht vergönnt war, meinen Bruder pflegen zu können, so möchte ich wenigstens anderen Leidenden dort dienen. Welches Krankenhaus bildet Pflegerinnen für die ostafrikanische Gesellschaft aus und wie sind die näheren Bedingungen?

W. R. in R.-D. bei Magdeburg.

**Antwort.** Das Klementinenhaus zu Hannover bietet seinen Schwestern Gelegenheit, nach erfolgter Ausbildung, im Pflegeheim der ostafrikanischen Lazarette verwendet zu werden. Als Schwestern werden aufgenommen: Jungfrauen und Witwen christlichen Bekenntnisses aus gebildeten Ständen im Alter von 20–40 Jahren. Der Oberin sind folgende Scheine vorzulegen: 1) ein selbstverfaßter und geschriebener Lebenslauf, 2) Tauf- und Konfirmationsschein, 3) schriftliche Einwilligung des Vaters oder des Vormundes, 4) ärztliches Gesundheitsattest, 5) Sittenzugnis von Geistlichen oder Ortsbehörden, 6) Zeugnisse über die etwa früher bekleideten Stellen. Witwen haben den Totenschein des Mannes vorzulegen. Die Probezeit dauert 3–12 Monate, je nach dem Urteil der Oberin oder des Vorstandes. Während der Probezeit erhalten die Pflegerinnen freie Station und die Anstaltstracht, unentgeltliche Ausbildung, aber kein Taschengeld und keine Wäsche. Die Schwestern müssen beim Beginn der Probezeit 100 Mark einzahlen, eine Summe, welche sie zur freien Verfügung zurückhalten, wenn sie drei Jahre dem Schwesternverbande angehört. Den Schwestern und dem Vorstände steht das Recht einer vierteljährlichen Kündigung zu. Arbeitsunfähigkeit verleiht, wenn diese nach zehnjähriger Arbeitszeit infolge des Dienstes eintritt, Anspruch auf volle Schwesternrenten im Hause. Selbstverständlich haben sich die Schwestern allen Statuten des Hauses unterzuordnen, oder sie werden entlassen und verlieren ihr Anrecht auf die eingezahlten 100 Mark, welche dann dem Alterspensionsfonds der Schwestern zu gute kommen.

### Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Maskenbildes „Januar“.

Fig. 1 zeigt das originelle Kostüm eines Beduinenmädchens, welches, aus einem einfachen kurzen Blusenkleid von schottischem Seiden- oder Wollstoff bestehend, am Taillenabschluß durch eine breite Schärpe aus gelbem Seidenstoff zusammengehalten wird und mit weiten, mit blauem Seidenfutter versehenen Ärmeln verbunden ist. Ein Kopftuch mit langen Enden aus schottischem Seidenstoff, sowie Ketten und Ohrgelänge aus Silber, rote Strümpfe und gelbe ausgeschnittene Schuhe vervollständigen das Kostüm.

Fig. 2 stellt einen kleinen Indianerknaben dar; Gesicht und Arme sind geschwärzt, die Beine mit dunklem Tricot bekleidet. Der höchst einfach herzustellende Anzug aus weißem, leichtem Wollstoff besteht aus Beinkleid und Bluse und einem roten Gürtel, der hinten dicht mit Haselnüssen besetzt und am unteren Rande durch eine buntgefärbte Federborstüre begrenzt ist. Den Kopfschmuck bildet ein Kranz schwarzer Federn, die an einem mit rotem Stoff bezogenen Rand befestigt werden.

In Fig. 3 bringen wir das kleidliche und hübsche Kostüm einer türkischen Skabin, welches der kleinen Oper „Djamiel“ entnommen ist. Der Anzug besteht aus weiten, unten mit einem Zug versehenen Beinkleidern aus roter Atlas, sowie einer mit offenen griechischen Ärmeln verbundenen, ausgeschnittenen Blusentaille aus leichtem rosa Wollstoff, die durch einen gleichen Rock begrenzt wird; letzterer, sowie die Ärmel sind mit Goldstickerei verziert. Eine breite Schärpe aus weißem Seidenstoff, sowie ein Schleier aus silberdurchwirkter Gaze, rosa Strümpfe und Schuhe vervollständigen den Anzug.

Für die Blumenmaske (Sonnenblume) Fig. 4 ist gelblicher Tüll zu verwenden, der auf gleichfarbigem, gutem Baumwollensatin oder Futteratlas gearbeitet wird. Den fußfreien, mit einer Reißverschlus begrenzten Rock aus letzterem Stoff deckt ein zweiter, oben eingekrüpfter, unten leicht festonartig gerasteter Rock aus Tüll, auf dem, wie ersichtlich, Sonnenblumen nebst Blättern aus Stoff oder Papier\* anzubringen sind. Die ausgeschnittene, glatte Taille aus Futterstoff ist blusenartig mit Tüll bekleidet und durch einen breiten Sammetgürtel in der Kelchfarbe der Sonnenblume, der oben und unten durch die Blätter derselben begrenzt wird, vervollständigt. Den Ausschnitt garnieren grüne Blätter; auf den Achseln, sowie im Haar sind einzelne Sonnenblumen angebracht.

Fig. 5 zeigt einen für blonde, schlante Damen geeigneten, sehr eigenartigen und feinen Maskenzug (Nymphen), welcher aus wasserblauem Atlas und gleichfarbigem, mit Silberstreifen durchgezogenem Tüll gefertigt und, wie die Abb. zeigt, mit Wasserrosen und Schilfblättern garniert ist; als Kopfschmuck dient ein goldenes Diadem, an dem eine bunte Libelle befestigt ist. Das in Prinzessform mit Schleppe gearbeitete Kleid aus Atlas wird durch teils glatt aufliegenden, teils wie ersichtlich faltig arrangierten Tüll bedeckt, den am Saum des Rockes mehrmals schmale Silberborte garniert. Die weiten Ärmel werden durch Agraffen in Muschelform gerastet.

\* Blumen für Maskenzwecke liefert B. Paschke, Berlin, Leipzigerstraße 29.

### Zweifelhafte Charade.

Die Zweite war es, wo zum erstenmale  
Dein Bild, Geliebte, vor mein Auge trat.  
Sie neigten sich vor dir im weiten Saale,  
Wie man es thut, wenn eine Fürstin naht.

Beim Zwei und Eins hab' ich dich dann gesehen.  
Wie warst du dort an süßer Ammut reich,  
Wie ganz und gar der Königin der Feen  
Bei jedem Tritt und jedem Schritte gleich!

Seit diesem Tag ist mir der Stolz vergangen;  
Mit meiner alten Freiheit ist's vorbei.  
Lodt dir ein Lächeln Grübchen auf die Wangen,  
Bin ich für dich nur noch ein Eins und Zwei.

### Geheimschrift-Aufgabe.

6 17 — 2 1 4 19 5 25 8 29 — 5 4 25 — 11 6 17 17  
4 15 — 9 15 10 11 29 — 5 6 4 — 27 8 19 19 4 — 9 4 11  
29 — 19 10 19 — 27 3 11 15 2 7 4 19 — 5 4 25 — 13 19  
2 1 4 — 1 15 2 27 29 — 27 4 6 19 — 2 1 4 19 5 15 6 4  
5 — 10 19 5 — 37 6 4 11 29 — 9 4 17 2 3 11 — 5 10 25  
3 11 27 — 27 29 6 15 15 4 — 25 6 4 5 — 37 10 25 — 11  
10 25 5 4 — 17 6 29 — 5 4 19 — 27 3 11 2 7 4 19.  
27 4 6 19 — 9 25 10 27 37 — 27 3 11 33 4 1 29 —  
19 8 3 11 — 5 4 25 — 27 8 19 19 4 — 19 2 3 11 7 2 11  
25 — 33 8 11 15 — 33 6 25 — 27 4 11 19 10 19 27 — 33  
6 4 5 4 25 — 1 25 6 19 9 — 17 8 25 9 4 19 — 4 6 19 4  
19 — 27 3 11 8 19 4 19 — 29 2 9 — 5 2 19 19 — 1 15 2  
27 — 6 3 11 — 5 10 25 3 11 — 5 4 19 — 9 25 10 19 4  
19 — 11 2 9 — 5 6 25 — 17 4 6 19 4 — 27 3 11 8 19 27  
29 4 19 — 15 6 4 5 4 25.

### Füllrätsel.

•	a	*	*	e	•
•	l	*	*	d	•
•	i	*	*	i	•
•	a	*	*	u	•
•	r	*	*	n	•
•	a	*	*	n	•

Die mit einem Punkt ober mit einem Sternchen bezeichneten Felder des Quadrats sind mit je einem Buchstaben so auszufüllen, daß die sechs wagerechten Reihen — aber in anderer Folge — bezeichnen: 1. eine Frucht, 2. ein Epos, 3. einen großen Strom in Asien, 4. einen deutschen Dichter unseres Jahrhunderts, 5. eine Biene, 6. eine Stadt in Italien.

Sind die richtigen sechs Wörter gefunden, so ergibt die dritte und die vierte senkrechte Reihe den Titel je einer beliebigen Oper.

### Auflösung des Weihnachtsrätselsprungs in Nr. 48, Jahrg. 1892, Seite 487.

Hörst auch du die leisen Stimmen  
Aus den bunten Kerzlein dringen?  
Die vergessenen Gebete  
Aus den Tannenzweiglein singen?  
Hörst auch du das schüchtern Frohe,  
Helle Kinderlachen klingen?  
Schaust auch du den stillen Engel  
Mit den reinen weißen Schwingen?  
Schaust auch du dich selber wieder  
Fern und fremd nur wie im Traume?  
Grüßt auch dich mit Märchengauen  
Deine Kindheit aus dem Baume?  
Ada Christen.

### Dekorirte Lampenglocken.

Nachdruck verboten.

Unsere Zimmerlampe hat in den letzten vierzig Jahren ganz interessante Verwandlungen durchgemacht. Die vor vier Dezennien gebräuchliche Schiebelampe, in der Rüböl gebrannt wurde, erleuchtete den einfach möblirten niedrigen Raum, und nur zu ganz außerordentlichen Gelegenheiten wurden die Armleuchter hervorgeholt und einige Wachskerzen auf den Kronleuchter gesteckt, falls ein solcher kostbarer Luxusgegenstand vorhanden war. Von der Schiebelampe befanden sich höchstens drei bis vier Exemplare aus Messing oder Neusilber im Familienbesitz. Als Erststück fand sich hier und da noch die Moderaturlampe, eine Art Laternenpfahl mit riesiger Glocke, die indes schon nicht mehr gebrannt, sondern nur noch aus Pietät aufbewahrt wurde. In der Küche brannte eine höchst primitive Lampe, ein kleines Blechgefäß, in das der Docht, gewöhnliche Baumwolle zu Fäden gesponnen, eingelegt wurde, und überzog qualmend und flackernd die Küchengehirre mit einem feinen Ruß. Anfangs der fünfziger Jahre trat der erste Umschwung ein. Die Naphthaquellen in Amerika waren entdeckt, und das Steindöl verlangte eine andere Lampenfabrikation. Es kamen die Photogenlampen auf, die wohl heller brannten, ihres Geruches wegen aber nur in kleinen Werkstätten in Gebrauch kamen. Das Öl wurde nun gereinigt, man entzog ihm Gase, und gegen Ende der fünfziger Jahre hatte man wirklich eine ganz brauchbare Lampe, dazu ein nicht zu arg riechendes Petroleum. Die Rüböllampe fing an zu verschwinden, denn nun drängte Erfindung auf Erfindung das Alte fort. Die Brenner wurden praktischer konstruirt, das Rektifizieren des Steindöls wurde sorgfältiger betrieben, und schließlich kam man zu unserer heutigen Lampe, die zwar als ein Ideal gegen ihre ersten Vorgängerinnen gelten kann, die aber durch andere Materialien und Naturkräfte, vornehmlich durch die Elektrizität, bereits wieder verdrängt zu werden beginnt.

Dennoch ist mit unserer heutigen Petroleumlampe schon viel erreicht. Eine helle, fast weiße Flamme steht auf dem Arbeitstisch oder im Wohnzimmer, die Lichtflut ist so stark, daß unser Auge dagegen empfindlich wird, wir müssen die seitlichen Strahlen dämpfen, und hierzu benutzen wir in geschickter Weise die Malerei. In der Regel hat die heutige Lampenglocke die Form von Fig. 1; da aber die Größen variieren, so müssen wir ein Verfahren suchen, nach welchem jede Lampenglocke bemalt werden kann. Wir teilen deshalb den



6.



4.



5.

Umfang einer größeren Glocke in fünf oder sechs, den einer kleineren in drei oder vier Teile und markieren diese Theilungen durch einen senkrechten Strich mit einem Bleistift Nr. 2, wie es in Figur 1 angedeutet ist. Das Ornament, von dem zur Auswahl hier zwei verschiedene Muster beigelegt sind (Fig. 2 und Fig. 3), zeichnen wir in der Größe, bzw. Höhe der Glocke derart, daß wir einen Streifen Pauspapier vom unteren Rande bis zum Halse der Glocke legen und hierauf die gewählte Zeichnung übertragen, sodann letztere mit der Nadel durchstechen (vergl. Jahrg. 1891, S. 169, Nr. 17) und dann mittelst Kohle die Zeichnung durchreiben. Die Kohlenurrisse ziehen wir mit der Feder oder mit feinem Pinsel mit Elfenbeinschwarz, dem etwas Terrasienna zugelegt ist, nach, lassen die Farbe trocknen und malen dann das Ganze mit Terrasienna oder Weinschwarz in den Schattentönen aus; die Lichtstellen lassen wir frei. Der obere Abschluß wird entsprechend gezeichnet, auch kann auf Wunsch die untere Ver-

bindung zugegeben werden, sodaß das Bild in eine Art Rahmen kommt.

Für die Einlagen verwenden wir am besten die Landschaft. Zu bevorzugen sind Motive, in denen Thüren und Häuser vorhanden sind, ebenso bietet Wasser, in Verbindung mit diesem, eine wirksame Zusammenstellung; Schneelandschaften lassen ein besonders leichtes Arbeiten zu, da Dächer zc. unbemalt bleiben. Vorlagen hierzu liefern die Handlungen für Luxuspapier für wenig Geld und großer Auswahl. Um die richtige Wirkung zu erreichen, müssen wir die Urrisse der Zeichnung mit der erst benutzten Konturfarbe nachmalen und dann nach Trocknen mit den entsprechenden Farben füllen. Die äußere Seite kann bei Tage gemalt werden, da diese auch bei Tage wirken muß; die innere Seite dagegen wird bei Abend gemalt. Wir zünden die Lampe an, setzen die Glocke auf und markieren auf ihrer inneren Seite eine Stelle, an der wir uns den Mond vorstellen können, und weiter die übrigen Konturen der Schattenstellen, welche wir mit einzelnen Farben decken. Mit Weinschwarz und Elfenbeinschwarz malen wir innen Wolken, der Mond bleibt frei und scheint bei dem dünnen Material durch, Gebirge und Terrain werden mit Blau hinterlegt, Fenster und geöffnete Thüren mit Krapp Nr. 8 und gelbem Lack. Wasser wird

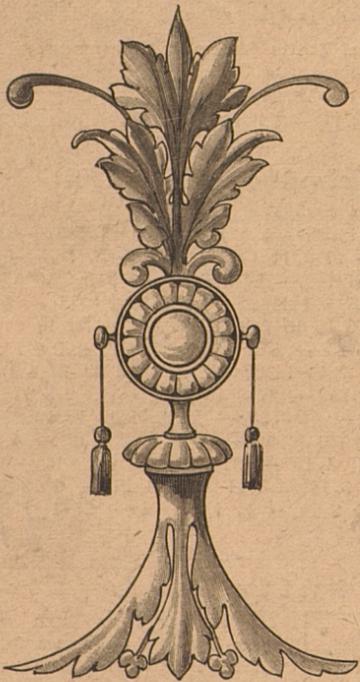
ebenso dunkel wie die Wolken zugelegt, und nur der Spiegelglanz des Mondes bleibt frei (siehe Fig. 4 und 5).

Wem die Landschaft zu schwer erscheint, für den eignet sich eine einfache Blumenranke, die nur mit Konturfarbe um-

zogen und dann mit den nachstehenden Farbenzusammenstellungen gefüllt wird (Fig. 6). Zum Schluß noch ein Wort über Farbenverwendung. Auf der Außenfläche benutzen wir für den Himmel: Lazursteinblau oder ganz dünn Kobalt; für das Grün: preussisches Grün und grünen Lack, hell; für Gelb: gelben Lack, hell und dunkel; für Rotbraun: Terrasienna, Asphaltrot, Krapplack mit gelbem Lack gemischt; zum Konturieren: Elfenbeinschwarz. Für die Innenfläche, Wolken und Wasser Weinschwarz, für größere Tiefen: Elfenbeinschwarz; für Terrain: Lazursteinblau oder Preussischblau. Sämtliche Farben sind vor dem Malen mit einigen Tropfen Harlemer Siccativ zu versehen. Der Farbenauftrag darf nur in den Konturen deckend wirken, sonst dünn und gleichmäßig lasierend. Damit die Glocke schneller trocknet, setzt man sie in eine Wärmröhre des Ofens; nimmt die Arbeit aber erst heraus, wenn sie abgekühlt ist.

Die Glocke kann nach dem Trocknen wie jedes gewöhnliche Porzellan gewaschen werden, ohne daß die Malerei darunter leidet.

—r.



2.



1.



3.

### Korrespondenz.

**Verschiedenes.** Baronin v. P. auf Gr.-P. Goethe bezeichnet die Wirkung des Rot als „so einzig wie ihre Natur. Sie giebt einen Eindruck sowohl von Ernst und Würde, als von Huld und Anmuth. Jenes leistet sie in ihrem dunklen, verächtlichen, dieses in ihrem hellen, verdünnten Zustand (Schwächung durch Schwarz und Weiß). Nur so kann sich die Würde des Alters und die Lieblichkeitswürdigkeit der Jugend in eine Farbe kleiden.“

**E. L. in Triest.** Damen mit großen oder mißgestalteten Ohren sollten von dem Schmucke der Ohringe verständigerweise ganz absehen; ebenso Damen mit heftigen, eifigen Bewegungen oder solche, die an Gesichtszügen leiden. Allzu große Ohringe wirken unschön; zierliche Gehänge sind dagegen bisweilen sehr kleidsam, zumal wenn ihre Trägerin recht maßvolle, graziose Bewegungen hat.

**L. Br. in Prag.** Zur Entfernung alter Delfarben- und Lackstriche empfiehlt es sich, gleiche Teile starken Salmiatgeistes und Terpentinöl miteinander kräftig zu schütteln und die Mischung aufzutragen. Nach einigen Minuten lassen sich dann die alten Anstriche unschwer abputzen.

**Kosmetik und Gesundheitspflege.** A. L. in Bremen. Fett wird nicht von allen Fieberkranken, sondern nur von den akut Fiebernden

schlecht vertragen, am besten noch Butter- und Eigelbsfett; Schleimsuppen mit Eigelb und einem Stückchen Butter sind daher in diesem Falle zu empfehlen.

**Fr. N. B. in Wien.** Fromms Mitrillkonserven werden Ihnen bei einer solchen Darmschwäche gute Dienste leisten. Sie bestehen aus Heidelbeereextrakt und entölttem Kakao und schmecken ganz angenehm. Die intensive Blaufärbung des Mundes ist durch Ausspülung mit Wasser, dem einige Tropfen Essig zugelegt wurden, zu beseitigen.

**Haushalt und Küche.** S. v. M. in N. Die Krappäpfel sind käuflich beim Obergärtner Jörns in Blantenburg bei Franzöf. Buchholz (Markt Brandenburg), sowie beim Baumischulbesitzer Späth in Rixdorf bei Berlin.

**F. D. in Udine.** Zu den echten Frankfurter Würstchen nimmt man 500 g mageres Schweinefleisch, am besten vom Rücken oder von der Schulter, schabt es nebst 50 g rohem Speck sehr fein und vermischt dies mit 2 g gestoßenem, schwarzem Pfeffer, ebensovieleu gestoßenem Koriander, einer Prise Salpeter, einer Prise geriebener Muskatnuß und 15 g Salz. Man feuchtet die Fleischmasse mit ein wenig Rotwein an, füllt sie in gut gereinigte dünne Schweinsdärme, die man in etwa 12 cm weiten Abständen abbindet. Man räuchert die Würstchen einige Tage, hängt sie dann an die Luft 24 bis 48 Stunden und legt sie zum Gebrauch zehn Minuten in kochendes Wasser.

### Abonnements

auf den „Bazar“ werden jederzeit von allen Postanstalten und Buchhandlungen zum Preise von

**2 1/2 Mark oder 1 1/2 Gulden pro Quartal**

angenommen. — Neu hinzutretende Abonnenten erhalten die im laufenden Quartale bereits erschienenen Nummern zu jeder Zeit von uns nachgeliefert, sowohl durch die Postanstalten als auch durch jede Buchhandlung. Die deutschen Postanstalten bewirken jedoch die Nachlieferung nur auf ausdrückliches Verlangen der Abonnenten und gegen Zahlung von 10 Pf. Bestellgeld.

Administration des „Bazar“.

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuscripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Verlag der Bazar-Aktien-Gesellschaft (Direktor L. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstraße 11. — Redigiert unter Verantwortlichkeit des Direktors. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Hierzu koloriertes Stahlstich-Bild „Januar“.